

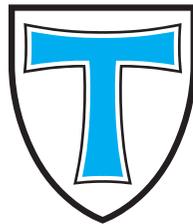
Gießener Universitätsblätter

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsbereiche erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen Anwendung und Betätigung erschließen. Der Wunsch nach einer solchen

Jahrgang 51 | 2018

Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft e.V.



Gießener Universitätsblätter

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrte Leserschaft bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: Gießener Anzeiger
Möbelstadt Sommerlad
Sparkasse Gießen
Pascoflair
Fonds und mehr
Vereinigte Hagelversicherung
Menges Immobilien
RA Sven Köppe
Autoteile Wobst
Neils & Kraft
Stadtwerke Gießen

Umschlaggestaltung: Vorderseite: Ausschnitt aus der „Denkschrift des Ausschusses für die Gründung einer Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen“ (Gießener Hochschul=Gesellschaft), Gießen, Dezember 1917 (Universitätsarchiv Gießen, Zentrale Universitätsverwaltung II, Sign.: PrA 2049, Bl. 306)

Rückseite: Ausschnitt der ersten Seite der „Satzungen der Gießener Hochschulgesellschaft“ (Universitätsarchiv Gießen, Zentrale Universitätsverwaltung II, PrA 2049, Bl. 6–7)

Beide Dokumente können unter: www.giessener-hochschulgesellschaft.de abgerufen werden.

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft e.V.

Schriftleitung Prof. Dr. Joachim Jacob
Institut für Germanistik
Justus-Liebig-Universität Gießen
Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10B
35394 Gießen
Telefon 0641 9929070
joachim.jacob@germanistik.uni-giessen.de

Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
Postfach: Ludwigstraße 23
35392 Gießen
Telefon 06409 804312
dr@angelika-mueller-scherf.de

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

| | |
|--|----|
| Zum Geleit – 100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft | 5 |
| I. Aus Universität und Stadt | |
| Ehrentafel | 8 |
| Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft | 9 |
| Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft: Rückblick 2017 | 13 |
| <i>Der Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen:</i> Blick nach vorn: Ein Zukunftsbild für die Justus-Liebig-Universität | 15 |
| <i>Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen:</i> „Wissenschaft und Leben innig im Bunde“ – Von damaligen und heutigen Verbindungen zwischen Universität und Stadt | 21 |
| II. Die Gießener Hochschulgesellschaft und die Universität Gießen im Jahr 1918 | |
| II.1 Die Hochschulgesellschaft und ihre Universität | |
| <i>Jürgen Reulecke:</i> Das „Wendejahr 1917“ – Eine historische Verortung der Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft | 31 |
| <i>Eva-Marie Felschow:</i> Aus der Not geboren – Der Beginn der Gießener Hochschulgesellschaft | 37 |
| <i>Sascha Feuchert:</i> Literarisches Leben in Gießen 1918 und die Gießener Hochschulgesellschaft – Ein cursorischer Blick | 41 |
| <i>Peter Reuter:</i> Dezember 1918. Ein Geschenk an die Universitätsbibliothek | 45 |
| II.2 Streiflichter aus den Fakultäten | |
| <i>Evangelisch-Theologische Fakultät</i> | |
| <i>Volkmar Ortmann:</i> Theologie als Moratorium des Krieges..... | 55 |
| <i>Juristische Fakultät</i> | |
| <i>Arthur Kreuzer:</i> Die juristische Fakultät 1918 und ihr Kriminalwissenschaftler Wolfgang Mittermaier ... | 61 |
| <i>Medizinische Fakultät</i> | |
| <i>Volker Roelcke:</i> Eine globale Seuche im lokalen Kontext: Der Gießener Hygieniker Emil Gotschlich untersucht die „spanische Grippe“ | 67 |
| <i>Veterinärmedizinische Fakultät</i> | |
| <i>Christian Giese:</i> Veterinärmedizin an der Universität Gießen in der Zeit von 1900 bis zum Beginn der Weimarer Republik | 75 |
| <i>Philosophische Fakultät</i> | |
| <i>Peter R. Schreiner:</i> Das Jahr 1918 aus dem Blickwinkel eines Chemikers..... | 83 |
| <i>Volker Wissemann:</i> GHG <i>avant la lettre</i> . Der Gießener Botaniker Adolf Hansen (1851–1920) und die nationale Prioritätsfrage zu Goethes „Metamorphose der Pflanzen“ | 87 |

Inhalt (Fortsetzung)

| | |
|---|------------|
| <i>Adriaan Dorresteyn:</i> Ein Tag im Leben eines Zoologen. Eine semi-fiktive Erzählung über Johann Wilhelm Spengel am Tag der Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft ... | 93 |
| <i>Armin Bohnet:</i> Das Fach Wirtschaftswissenschaften im Jahr 1918 an der Universität Gießen | 99 |
| <i>Friedrich Kuhlmann:</i> Die Agrarwissenschaften an der Ludwigs-Universität im Wintersemester 1917/18 | 103 |
| <i>Angelika Müller-Scherf:</i> Kunst und Kunstgeschichte in Kriegszeiten..... | 107 |
| <i>Helmut Krasser:</i> <i>Musae seminarii siluerunt</i> – Klassische Philologie im Jahr 1918 | 113 |
| <i>Joachim Jacob:</i> 21. Februar 1918. Otto Behaghel und der deutsche Geist | 117 |
| <i>Thomas Daiber:</i> 1918 – Gießens zwei Jahre alte Slavistik | 121 |
| <i>Peter v. Möllendorff:</i> Ein „ernster, zielbewusster Erzähler“ und ein „Meister der Griffelkunst“. Alfred Bock und Otto Ubbelohde werden an der Ludwigsuniversität im Sommersemester 1918 zu Ehrendoktoren der Philosophie promoviert | 125 |
| III. Das besondere Thema aus Anlass der UNESCO-Welterbe-Auszeichnung | |
| <i>Karen Piepenbrink:</i> „Kaiserlich-göttliches Geschenk“ oder „Steuertrick“ – Was sagt uns die <i>Constitutio Antoniniana</i> heute? | 133 |
| IV. Berichte aus geförderten Projekten | |
| <i>Martina Bork:</i> Botanische Konzerte 2017 | 141 |
| <i>Wolfgang Achtner:</i> Nahtoderfahrungen – Blick ins Jenseits? Auftaktveranstaltung zu „Theologie im Brennpunkt“ am 4. Mai 2017 in der Aula der Justus-Liebig-Universität | 143 |
| <i>Lisa Beißwanger:</i> Art Institutions ↔ Performance Art – International PhD Workshop and Symposium, 21. bis 24. Juni 2017 | 147 |
| <i>M. Scheibinger, A. Stamatescu, C. Franke, M. Huber:</i> Abschlussbericht des Theaterprojektes STOLLEN – work case scenario, 29. Juni 2017 ... | 151 |
| <i>Gerhard Schuler:</i> Internationaler <i>Workshop on Gonadal Function, Gamete Interaction and Pregnancy (GGP)</i> an der Klinik für Geburtshilfe, Gynäkologie und Andrologie der Groß- und Kleintiere mit Tierärztlicher Ambulanz der Justus-Liebig-Universität Gießen, 28. bis 30. September 2017 | 153 |
| <i>Herbert Fritz, Danae Gallo González:</i> <i>De algún tiempo a esta parte</i> (Max Aub, 1939). Regie Esther Lázaro. Aufführung am 8. Dezember 2017 im Margarete-Bieber-Saal, JLU Gießen | 155 |
| V. Dissertationsauszeichnungen 2017 | 159 |
| VI. Personalia | 165 |

Zum Geleit

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

Verehrte Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft e.V.,
sehr geehrte Damen und Herren,

nachdem wir schon im letzten Jahr ein Jubiläum anzeigen konnten – den 50. Jahrgang der *Gießener Universitätsblätter* –, ist es uns in diesem Jahr eine besondere Freude, das einhundertjährige Bestehen der 1918 gegründeten Gießener Hochschulgesellschaft mit Ihnen feiern zu können.

Die vor Ihnen liegende Ausgabe der *Gießener Universitätsblätter* erscheint in diesem Jahr später als sonst, aber pünktlich zum 16. Oktober 2018, dem Tag, an dem in einem akademischen Festakt in der Alten Aula der Justus-Liebig-Universität das Jubiläum der Gießener Hochschulgesellschaft begangen wird.

Neben einem Beitrag, der die Hintergründe eines in diesem Jahr besonders wichtigen Ereignisses für die Stadt und die Universität Gießen erhellt: die Aufnahme der in unserer Universitätsbibliothek verwahrten *Constitutio Antoniniana* in das Weltdokumentenerbe der UNESCO, haben wir in dieser Jubiläumsausgabe den Fokus ganz auf das Gründungsjahr 1918 gerichtet. Erfahren Sie etwas über die Motive, eine Hochschulgesellschaft in Gießen zu gründen, die Umstände in Stadt und Land, die zeitgeschichtliche Situation nach dem „Wendejahr 1917“ und schließlich in einer Reihe von Streiflichtern quer durch alle damaligen Fakultäten der Gießener Universität (die 1918 noch Ludwigs-Universität hieß), was die Fächer und Institute der Universität seinerzeit bewegte.

Ein herzlicher Dank gilt allen Autorinnen und Autoren für ihre eigens verfassten Beiträge zu dieser Jubiläumsausgabe sowie dem Universitätsarchiv, der Universitätsbibliothek Gießen und dem Stadtarchiv der Stadt Gießen für ihre engagierte Unterstützung.

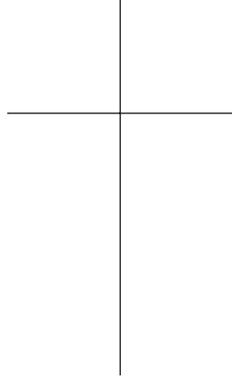
Prof. Dr. Joachim Jacob und *Dr. Angelika Müller-Scherf*
Schriftleiter und Redaktion der *Gießener Universitätsblätter*

Gießen, im Oktober 2018

I. Aus Universität und Stadt

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert
um ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Wolfgang Achtner
Prof. Dr. Susanne Göpferich
Prof. Dr. Dr. h.c. Dietger Hahn
Prof. Dr. Bernulf Kanitscheider
Prof. Dr. Jürgen Kiefer
Prof. Dr. Gerhard Kielwein
Prof. Dr. Wolfgang Köhler
Dr. Herfried Menzel
Prof. Dr. Dr. Andreas Oksche
Prof. Dr. Hans J. Seifert
Prof. Dr. Botho Wohlrab

Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der Gießener Hochschulgesellschaft

Liebe Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft,

Wenn Sie diesen Bericht lesen, sind wir mitten im Jubiläumsjahr der Gießener Hochschulgesellschaft. Seit nunmehr 100 Jahren ist die GHG fester Bestandteil der akademischen Kultur in Gießen. Freunde, Freundinnen und Fördernde sind in



ihre vereinigt, um die JLU finanziell und ideell zu unterstützen. Dazu gehören monetäre Unterstützungen universitärer Veranstaltungen wie z.B. die Botanischen Konzerte, die Ringvorlesungen des Präsidenten, das Universitätssommerfest, Dissertationsauszeichnungen und Deutschlandstipendien. Aber auch die Förderung von Studierendenaustausch in unterschiedlichen Fachbereichen mit der Türkei, Israel oder den USA, studentische Projekte und Tagungen, Unterstützung der Theaterfestivals bis hin zum Engagement bei der Restaurierung universitätseigener Gemälde oder Buch- und Manuskriptbestände an der Universitätsbibliothek sind Teil des Spektrums, in dem sich die Mitglieder der GHG für die JLU engagieren. All dies sind wichtige, etablierte Verfahren, mit denen die GHG ihrer satzungsgemäßen Verpflichtung nachkommt. Dennoch sehen wir im Rückblick auf die vergangenen Jahre eine Veränderung innerhalb der GHG. So sind es mittlerweile weniger Förderungen, die sich auf die inneren Bereiche der Akademia beziehen, zunehmend richten sich die Inhalte der geförderten Maßnahmen nach außen. Hierdurch ist die GHG in den letzten Jahren deutlich präsenter in der Öffentlichkeit geworden, eine Entwicklung, die sich in

steigenden Mitgliederzahlen bemerkbar macht. Jubiläen wie das 100-jährige Bestehen der GHG bieten uns die Möglichkeit, inne zu halten und die bestehende Situation der Gesellschaft zu analysieren. Dies ist notwendig, um eine lebendige Gesell-



schaft zu erhalten und zu gestalten, die sich durchaus auch in Teilen neu findet, oder aber wiederentdeckt.

Die Notwendigkeit, auf neue Situationen zu reagieren, war unter gänzlich anderen Umständen – die folgenden Beiträge in der vor Ihnen liegenden diesjährigen Ausgabe der Gießener Universitätsblätter beleuchten sie aus verschiedensten Blickwinkeln – auch der Auslöser zur Gründung der Gesellschaft am 21. Februar im Kriegsjahr 1918. Im Bericht zur Gründung heißt es:

„Aber eine Universität ist ein lebendiger Organismus, der stetig weiter wachsen, der den Forderungen der Zeit sich anpassen muß. Der Krieg hat zu den alten Aufgaben neue gebracht, die man nicht geahnt hat, Aufgaben, die die Wissenschaft aus dem Studierzimmer und Laboratorium hinausführen in das Leben. Kann der Staat auch diesen gewaltig gesteigerten Aufgaben auf die Dauer gerecht werden? Diese Gedanken haben innerhalb und außerhalb der Universität dazu geführt, die Gründung einer Gesellschaft von Freunden der Universität zu fassen.“

Diese neuen Aufgaben, denen sich die Universität zu stellen haben, ist übertragen das, was heute unter dem Begriff "third mission" gefordert wird: Wissenschaft und Bildung mit und für die Gesellschaft zu betreiben. Bei der Gründung 1919 klingt es so:

„Sie [die GHG] hat sich die Aufgabe gestellt, die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben zu pflegen, wissenschaftliche Bildung zu verbreiten, die Universität Gießen zu fördern. Daß die praktischen Berufe der Vertiefung durch die Wissenschaft, daß die Wissenschaft der Belebung durch die Praxis bedarf, das ist eine Erkenntnis, die sich Männern der Praxis und Männern der Wissenschaft in gleicher Weise aufdrängt. [...] Im Kreise der Lehrer der Universität Gießen ist während des Krieges immer mehr die Erkenntnis durchgedrungen, daß die Wissenschaft in engere Verbindung mit dem praktischen Leben treten muß. Und gleichzeitig ist außerhalb der Universität der Gedanke immer stärker geworden, daß die Kreise des Handels und der Industrie, der Landwirtschaft und der Technik Anlehnung suchen müssen an die Wissenschaft.“

Hat die nachfolgende Geschichte, insbesondere die Zeit des Nationalsozialismus, gezeigt, dass die unter dem Eindruck des Weltkriegs erhobene Forderung nach Praxisnähe der Wissenschaft auch schwerste Verfehlungen nach sich ziehen kann, bleibt das Grundanliegen „die Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben zu pflegen“ und „wissenschaftliche Bildung zu verbreiten“ so wichtig wie aktuell. Wir als GHG stehen vor der Herausforderung, zeitgemäße Wege für die Erfüllung dieser Aufgabe als Vermittlerin zwischen städtischer und universitärer Gesellschaft zu finden.

Daher nutzen wir das Jubiläumsjahr vor allem, um den Blick nach vorne zu richten. Bezogen auf die Struktur, Präsentation, Wahrnehmung und Akzeptanz der GHG haben wir uns daher entschlossen, im Jubiläumsjahr die Stärken und Schwächen der GHG professionell zu bewerte-

ten, damit wir faktenbasiert überlegen können, ob es notwendig ist, die GHG in bestimmten Bereichen neu aufzustellen oder schärfer zu konturieren, um zeitgemäß und auch im Vergleich mit anderen Hochschulgesellschaften (z.B. im Bereich Internetpräsenz, social media) zu arbeiten. In einer AG Marketingstrategie mit Mitgliedern des Verwaltungsrates und des Vorstands wurden hierzu die ersten Grundlagen gelegt. Unter der Leitung von Prof. Alexander Haas von der Professur für Marketing und Verkaufsmanagement (BWL1) ist die GHG in diesem Semester Gegenstand des Marketing-Seminars für Masterstudierende, die konkrete Handlungsempfehlungen für unterschiedliche Bereiche, wie z.B. Kommunikation, Präsentation, Mitgliederinformation und Wege der Ansprache, in der GHG erarbeiten.

Diese eher strukturellen Aspekte einer Hochschulgesellschaft konfrontieren uns jedoch zusätzlich noch mit Fragen auf der inhaltlichen Ebene, die für die Ausgestaltung der GHG entscheidend sind. Neben den traditionellen Förderungen und Angeboten für Mitglieder möchten wir uns wie im Gründungsjahr 1918 diesen neuen Aufgaben flexibel und lebendig stellen. Welche Bedeutung und Verantwortung haben Universitäten jetzt und zukünftig in und für eine städtische Gesellschaft? Teilhabe an Bildung, an akademischem Leben, Wissen, Erkenntnissen beeinflussen das Leben einer städtischen Gesellschaft. Migration und Internationalisierung verändern die Stadtgesellschaft schnell und stark, zunehmend damit auch die Universitäten, aber welche Chancen bergen die Internationalisierung und der Wissenstransfer in die Gesellschaft vor Ort für die Tradition akademischen Lebens? Hat akademisches Leben eine Zukunft aus ihrer langen Tradition heraus schöpfend oder ist es notwendig, vollkommen neu über Aufgaben von z.B. Hochschulgesellschaften nachzudenken? Wie ist die Zukunft einer Hochschulgesellschaft, die zwischen Stadt und Universität steht? Teilhabe an Wissen, Informationen und Bildung wird immer stärker aus der Gesellschaft gefordert, mit immer weiter sich verändernden Technologien. Wie wird eine Gesellschaft in Zukunft aussehen, wenn sie den Kontakt zu universitärem

Wissen verliert? Und wie wird eine Universität der Zukunft aussehen, die Interaktion mit einer internationalisierten Stadtgesellschaft nicht adäquat verfolgt, und was heißt überhaupt adäquat verfolgen? Wie sehen die Kommunikationswege aus, die wir nehmen müssen, um in einer weitgehend digitalisierten Gesellschaft mit möglichst vielen Menschen zu kommunizieren?

Lesen Sie mit diesen Fragen im Kopf das neue Jahrbuch und Sie werden sehen, dass es für

manch eine Frage Lösungsansätze gibt. Und wenn Sie dann mit den Mitgliedern der GHG darüber diskutieren wollen, möchten wir Sie einladen, dies dienstags im Faculty Club der JLU zu tun. Der Faculty Club ist der physische Ort, an dem die Kernaufgabe der GHG gelebt werden kann, miteinander über Berufsgrenzen hinweg zu diskutieren und Menschen kennen zu lernen, die trotz aller persönlicher Vielfalt den Weg der GHG gemeinsam gehen und gestalten.

Mit herzlichen Grüßen

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Vorstands

Dr. Rainer Langner
Präsident des Verwaltungsrats

Die Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft: Rückblick 2017

Das Jahr 2017 verlief trotz der weiterhin schwierigen Niedrigzinsphase für die Stiftung der GHG gut und in Einklang mit unseren Erwartungen. Die aus dem Stiftungskapital erwirtschafteten Erträge lagen bei 27.440 €, die Rendite lag somit, bezogen auf das Stiftungskapital in Höhe von 756.037 €, bei ca. 3,6 %. Dank gilt unserem Schatzmeister Herrn Uwe Lehmann für seine erneut umsichtige und kompetente Arbeit für die Stiftung.

Von den Erträgen wurden auf einstimmigen Beschluss von Stiftungsvorstand und Stiftungsbeirat 18.000 € an die Gießener Hochschulgesellschaft e.V. überwiesen, 9.000 € wurden den abrufbaren Rücklagen zugeführt. Neben den Mitgliedsbeiträgen haben sich damit die Zuwendungen aus der Stiftung als die zweite tragende Säule für die Finanzierung universitärer Projekte durch die Gießener Hochschulgesellschaft e.V. etabliert. Damit hat sich im 10. Jahr des Bestehens der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft gezeigt, dass sie den bei ihrer Gründung zu Grunde liegenden Erwartungen und Hoffnungen nachgekommen ist, da sie eine wesentliche Grundlage für die erfolgreiche Arbeit der GHG an der Justus-Liebig-Universität ist.

Bankverbindung für Zustiftungen:

| | |
|-------------------|---|
| Begünstigter: | Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft |
| IBAN: | DE41 5135 0025 0000 4527 69 |
| BIC: | SKGIDE5F |
| Verwendungszweck: | Zustiftung |

Die frei verfügbaren Mittel erhöhten sich durch Spenden um weitere 1.150 €; durch Zustiftungen konnten dem Stiftungskapital weitere 1.800 € zugeführt werden. Dem langfristigen Ziel, das Stiftungskapital auf 1 Mio. Euro zu er-

höhen, konnte damit jedoch nur geringfügig nachgekommen werden.

Auch wenn der Vorstand der Gießener Hochschulgesellschaft beschlossen hat, mit überschaubaren Beträgen weiterhin das Stiftungskapital zu erhöhen, wird sich das Ziel von 1 Mio. Euro in absehbarer Zeit nur dann erreichen lassen, wenn verstärkt Zustiftungen eingeworben werden. Sofern Einverständnis vorliegt, werden wir den Zustiftern unter Nennung des gespendeten Beitrags gerne namentlich danken.

Leider hat aber auch das vergangene Jahr wieder gezeigt, dass das Werben um Zustiftungen ein schwieriger Prozess ist. Einer der Gründe dürfte darin liegen, dass Zustiftungen keinen konkreten Projekten zugeordnet werden können, sondern in dem Vertrauen erfolgen sollten, dass durch diese langfristig die Fördermaßnahmen der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. und damit die Justus-Liebig-Universität unterstützt werden. Effekte von Zustiftungen sind nicht kurz- sondern langfristig erkennbar! Zum besseren Verständnis für unser Anliegen, Zustiftungen einzuwerben, ist unter dem Titel „Stifter und Spender gesucht“ ein Beitrag im Mai-Heft des Wirtschaftsmagazins der IHK Gießen-Friedberg erschienen.

Auf der gemeinsamen Sitzung von Stiftungsvorstand und Stiftungsbeirat am 28. März 2018 wurde festgestellt, dass sich die Richtlinien zur Anlage des Stiftungskapitals, wie 2016 definiert, bewährt haben. Die Entlastung des Vorstandes

nach § 7 der Verfassung der Stiftung Gießener Hochschulgesellschaft durch den Beirat erfolgte einstimmig, der dem Vorstand weiterhin für seine verantwortungsvolle und erfolgreiche Tätigkeit dankte.

Stiftungsvorstand und Stiftungsbeirat danken allen, die die Stiftung unterstützt und gefördert

haben. Wir hoffen, auch in den kommenden zehn Jahren Ihre Unterstützung zu bekommen.

Prof. i.R. Dr. Dr. h.c. mult. Bernd Hoffmann
Vorsitzender des Stiftungsbeirats

Prof. Dr. Volker Wissemann
Vorsitzender des Stiftungsvorstands

Blick nach vorn: Ein Zukunftsbild für die Justus-Liebig-Universität

Die vorliegende Ausgabe der Gießener Universitätsblätter feiert in besonderer Weise das hundertjährige Bestehen der Gießener Hochschulgesellschaft. Um dieses Ereignis zu würdigen, blicken viele Beiträge auf die Ereignisse der letzten 100 Jahre zurück. Sie erlauben Ein-



blicke in die bewegte Geschichte der Justus-Liebig-Universität (JLU), der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) und der Stadt Gießen. Als eine Art „Kontrastprogramm“ wagt der vorliegende Beitrag einen Blick in die Zukunft der JLU: Was wollen wir auf der Basis des bisher Erlebten und Erreichten in Zukunft realisieren? Wohin führt uns der nächste Abschnitt des Weges, den wir als universitäre Gemeinschaft seit über 400 Jahren beschreiten, und auf dem uns die GHG seit 100 Jahren unterstützend zur Seite steht?

Als Antwort auf die Frage, welche Ziele und Visionen die JLU und ihre Mitglieder leiten, möchte ich mit folgendem Zukunftsszenario antworten: auch in den kommenden Jahren und Jahrzehnten wird die JLU eine erfolgreiche, wettbewerbsstarke und gut vernetzte Volluniversität mit exzellenten Leistungen in Forschung und Lehre sein, die den Transfer von Wissen in konkrete Anwendungsfelder fördert, mit starken Partnern kooperiert und ihren Mitgliedern bestmögliche Voraussetzungen bietet, ihre Potentiale zu entfalten. Auf diese Weise wird die Justus-Liebig-Universität Gießen noch stärker zum Anziehungspunkt und zum Motor für Entwicklungen in der Region werden und zur Attraktivität und zum Erfolg des deutschen Wissenschaftssystems beitragen.

Damit eine Vision zur Realität werden kann, bedarf es bekanntlich mehr als einer Willenserklärung. Vielmehr muss man sich auf konkrete, operationalisierbare Ziele und ein Paket von Maßnahmen verständigen, die der Zielerreichung dienen. Auch die JLU verfügt über einen solchen Katalog von Zielen und Zielerreichungsstrategien: ihren Entwicklungsplan „JLU 2020.2“. Unter der Leitidee „Translating science“, also dem Bestreben, durch integrative und interdisziplinäre Forschung und deren Transfer an Lösungen für gegenwärtige und zukünftige gesellschaftliche Herausforderungen mitzuwirken, definiert der Plan die Leitlinien der strategischen Entwicklungsplanung der JLU. Langfristige Ziele sind unter anderem die Weiterentwicklung der beiden Profildomänen Kulturwissenschaften und Lebenswissenschaften, der gezielte Ausbau der regionalen, nationalen und internationalen Netzwerke der JLU, der Transfer von Wissen in konkrete gesellschaftliche und technologische Anwendungsfelder sowie die systematische Personalentwicklung an der JLU. Diese Ziele, welche bereits jetzt konsequent verfolgt werden, bestimmen, wie die Zukunft der JLU aussieht. Das gesamtuniversitäre Handeln wird sich weiterhin an ihnen ausrichten, wobei die Wichtigkeit der zentralen strategischen Überlegungen selbstverständlich über 2020 hinaus Bestand haben wird. Im Folgenden möchte ich anhand von drei konkreten Handlungsfeldern einige der angestrebten Ziele der JLU illustrieren, um so ein Bild von der Zukunft der Universität zu zeichnen. Ich konzentriere mich hierbei auf 1. die regionale Verbundbildung der JLU, 2. die Personalentwicklung und Nachwuchsförderung an der JLU und 3. die Rolle der Universität in der Stadt und der Region. Alle Aspekte sind von entscheidender Bedeutung für den langfristigen Erfolg der JLU.

1. Regionale Verbundbildung

Die Justus-Liebig-Universität Gießen ist mit knapp 29.000 Studierenden (WS 2017/18) und rund 5.500 Beschäftigten – sowie weiteren 5.000 Beschäftigten an der Universitätsklinik in Gießen – die größte Bildungseinrichtung in Mittelhessen und eine wichtige akademische Säule der Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main. Die regionale Verbundbildung mit starken universitären und außeruniversitären Partnern entlang der beiden Achsen Mittelhessen und Rhein-Main stellt ein wesentliches Profilmerkmal der JLU dar. Sie wird in Zukunft weiter ausgebaut werden, um in noch größerem Maße Kompetenzen zusammenzuführen, Synergien zu generieren und so einen Mehrwert für die beteiligten Einrichtungen und Wissenschaftsregionen zu schaffen.

Bereits 2012 gründeten die Justus-Liebig-Universität Gießen und die Philipps-Universität Marburg eine Forschungsallianz. Das Erfolgsmodell wurde im November 2016 zu einem Forschungscampus Mittelhessen (FCMH) erweitert, der zusätzlich die Technische Hochschule Mittelhessen einschließt. Im Fokus des hochschulübergreifenden Verbunds der drei fachlich komplementär positionierten Hochschulen mit ihren einzigartigen Profildomänen steht die Förderung der Spitzenforschung und des wissenschaftlichen Nachwuchses. In der Etablierungsphase bis 2022 wird der Forschungscampus durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst mit insgesamt sieben Millionen Euro gefördert.

Zusätzlich zur Bündelung der Stärken der drei mittelhessischen Hochschulen fördert der Forschungscampus die regionale Verbundbildung mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen aus der Region, wie dem Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg mit einer Zweigstelle in Gießen, dem Max-Planck-Institut für Terrestrische Mikrobiologie in Marburg, dem Max-Planck-Institut für Herz- und Lungenforschung in Bad Nauheim und dem Zentrum für Insektenbiotechnologie und Bioressourcen in Gießen, das derzeit zu einem eigenständigen Fraunhofer-Institut für Bioressourcen ausge-

baut wird. Langfristig werden weitere Partnerschaften hinzukommen.

Nur mit Kooperationen in starken Verbänden wird sich zukünftig die „kritische Masse“ für die Einwerbung großer Verbundforschungsprojekte erreichen lassen. In zahlreichen Aktionsfeldern sind gemeinsame, hochschulübergreifende Forschungsaktivitäten bereits jahrelang gelebte Praxis. Acht von neun DFG-Sonderforschungsbereichen, drei von sechs DFG-Graduiertenkollegs, zwei von sechs (klinischen) Forschergruppen, fünf von sechs Schwerpunktprogrammen der DFG, zwei von fünf LOEWE-Schwerpunkten und zwei LOEWE-Zentren laufen an der JLU derzeit unter Beteiligung der FCMH-Partnerhochschulen. Die Mehrheit der Verbundforschungserfolge der JLU wird somit bereits im hochschulübergreifenden Verbund mit den mittelhessischen Partnern eingeworben.

Diese Erfolge will der FCMH durch seine Strukturen und seine regionale Verbundstrategie weiter ausbauen – und ist dabei bereits auf dem besten Weg. So konnte die Spitzenforschung am FCMH im November 2017 einen beeindruckenden Doppelerfolg verzeichnen: Die DFG beschloss, die beiden seit 2014 bestehenden interdisziplinären Sonderforschungsbereiche SFB/TRR 135 „Kardinale Mechanismen der Wahrnehmung: Prädiktion, Bewertung, Kategorisierung“ und SFB/TRR 138 „Dynamiken der Sicherheit. Formen der Versicherheitlichung in historischer Perspektive“ jeweils um vier Jahre zu verlängern. Ferner wird der FCMH im aktuellen Positionspapier des Wissenschaftsrates „Empfehlungen zu regionalen Kooperationen wissenschaftlicher Einrichtungen“ vom 26. Januar 2018 als Best-Practice-Beispiel für hochschultypübergreifende, regionale Verbundbildung in den Bereichen Forschung, Transfer und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses gelobt.

Der zukünftige Ausbau der regionalen Verbundbildung in Mittelhessen wird daher die Voraussetzungen für die Einwerbung neuer (Verbund-)Projekte und die Ansiedlung von Forschungseinrichtungen verbessern und somit die Region als Standort für internationale Spitzenforschung weiter profilieren. Der Forschungs-

campus Mittelhessen wird damit zu einem strukturellen und strategischen Mehrwert für die beteiligten Partner, die Region und die Spitzenforschung in Deutschland.

Neben ihrer Verankerung in der Region Mittelhessen ist die JLU ebenfalls gekennzeichnet durch die Einbettung in die Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main. Ein aktuelles Beispiel für die Kooperation entlang der beiden Achsen Mittelhessen und Frankfurt/Rhein-Main stellt das 2018 eingerichtete LOEWE-Zentrum "Novel Drug Targets against Poverty-Related and Neglected Tropical Infectious Diseases (DRUID)" dar: die Partner der federführenden JLU sind bei diesem Projekt die Philipps-Universität Marburg, die Goethe-Universität Frankfurt, das Paul-Ehrlich-Institut Langen und die Technische Hochschule Mittelhessen. Die über 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des LOEWE-Zentrums, welches mit rund 19 Millionen Euro zunächst bis 2021 durch das Land Hessen gefördert wird, widmen sich der Erforschung armutsassoziierter und vernachlässigter Infektionskrankheiten. Mit ihrer Arbeit wollen sie einen wichtigen Beitrag zur Bekämpfung von Tropenkrankheiten (wie beispielsweise Dengue-Fieber, Chikungunya oder Ebola- und Zika-Virusinfektionen) leisten, unter denen aktuell mehr als eine Milliarde Menschen in rund 150 Ländern leiden.

Neben Beispielen wie diesem aus der großvolumigen lebenswissenschaftlichen Verbundforschung bestehen viele weitere Varianten der Zusammenarbeit mit Partnern in der Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main. Im Bereich der Geisteswissenschaften kooperieren Justus-Liebig-Universität Gießen und Goethe-Universität Frankfurt unter anderem in der Holocaustforschung. An beiden Universitäten bestehen seit Mitte 2017 komplementär ausgerichtete Holocaust-Professuren: die Frankfurter Professur legt den Fokus auf die Erforschung der Geschichte und Wirkung des Holocaust, während in Gießen Holocaust- und Lagerliteratur sowie die Sicherung der Erinnerung an den Holocaust durch aktiven Umgang mit dieser Literatur im Mittelpunkt stehen. Bereits 1998 war am Institut für Germanistik der JLU die Arbeitsstelle Holocaustliteratur gegründet worden, die sich vor-

nehmlich mit Texten der Holocaust- und Lagerliteratur literaturwissenschaftlich und -didaktisch auseinandersetzt. Auch zukünftig werden die beiden Professuren in Gießen und Frankfurt sowie das Fritz-Bauer-Institut in Frankfurt am Main, das die Geschichte der nationalsozialistischen Massenverbrechen erforscht und dokumentiert, eng miteinander kooperieren.

Unter den Kooperationspartnern innerhalb der Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main kommt der Goethe-Universität Frankfurt eine besondere Rolle zu. Auf der Basis der langjährigen erfolgreichen Zusammenarbeit unterzeichneten die JLU und die Goethe-Universität Anfang 2017 eine Absichtserklärung mit dem Zweck, ihre Kooperation noch weiter zu intensivieren. Neben der Sicherung und Stärkung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit der beiden Universitäten und der gemeinsamen Verbundprojekte ist ein weiteres wichtiges Ziel der Kooperation, langfristig die Attraktivität der beiden universitären Forschungsstandorte für exzellente internationale Forscherinnen und Forscher zu steigern. Der Erfolg der Kooperation soll also auch der Gewinnung hochkarätiger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für die Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main dienen und die Abwanderung hochqualifizierter deutscher Talente verhindern. Dies dient letztendlich der Stärkung der Wissensregion Frankfurt/Rhein-Main, deren Infrastruktur wesentlich von der JLU mitgestaltet wird.

2. Nachwuchsförderung und Personalentwicklung

Um an bisherige Erfolge anknüpfen und strategische Ziele erreichen zu können, ist es unabdingbar, die wichtigste Ressource der Universität – das Wissen, die Kreativität und die Leistungsfähigkeit aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – zu sichern und zu entwickeln. Untrennbar verbunden mit der Organisationsentwicklung der JLU ist daher der Prozess einer systematischen Personalentwicklung. Maßnahmen der Personalentwicklung dienen dazu, die Beschäftigten – und damit letztlich die gesamte Organisation – zu befähigen, ihre komplexen Aufgaben erfolgreich zu bewältigen.

Die JLU hat aus diesen Erwägungen heraus im Jahr 2017 ihre Aktivitäten auf dem Gebiet der Personalentwicklung durch den Aufbau einer eigenen Abteilung gestärkt und in einem Personalentwicklungskonzept systematisch abgebildet. Überschriften mit den drei Schlüsselbegriffen „Qualifizieren – Inspirieren – Ermöglichen“ zielt die Personalentwicklung der JLU auf drei wesentliche Aspekte ab: die Steigerung der Kompetenzen, die Erhöhung der Motivation und die Verbesserung der Rahmenbedingungen. Damit verbinden sich z.B. Maßnahmen zur weiteren Stärkung von Familienfreundlichkeit und Gleichstellung, eine gesamtuniversitäre Personalentwicklung für alle Beschäftigtengruppen sowie der Ausbau von planbaren und transparenten Karrierewegen und Qualifikationsangeboten für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler.

Rückenwind für das Personalentwicklungskonzept gab es insbesondere durch den Erfolg der Universität im Bund-Länder-Programm zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (Nachwuchspakt). Die JLU überzeugte 2017 im bundesweiten Wettbewerb um die Finanzierung zusätzlicher Tenure-Track-Professuren mit ihrer Strategie zur Personalentwicklung, sodass ab 2018 elf neue Professuren im sogenannten „Tenure-track“-Verfahren besetzt werden. Dieses Verfahren – ein zentrales Element der Personalentwicklungsstrategie der JLU – bietet jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nach einer befristeten Bewährungszeit von i.d.R. sechs Jahren die Möglichkeit eines unmittelbaren Übergangs auf eine Lebenszeitprofessur. 20 bis 30 Prozent aller planmäßig freiwerdenden Professuren an der JLU werden ab sofort nach diesem Modell besetzt werden, das einen planbaren und transparenten Karriereweg darstellt. Die JLU wird die aus dem Nachwuchspakt erhaltenen Strategiemittel aus eigenen Mitteln vervierfachen, um damit zielgruppenspezifische Personalentwicklungsmaßnahmen noch stärker zu fördern.

Nur durch Strategien wie diese, welche die Bedürfnisse der Institution und der Beschäftigten berücksichtigen und mit dem nötigen Weitblick entwickelt sind, wird es möglich sein, auf lange Sicht qualifizierte Beschäftigte anzuwer-

ben und an die JLU zu binden. Gelingt dies aber, so wird dies nicht nur den Erfolg der JLU in der Zukunft sichern, sondern auch einen wesentlichen Beitrag dazu leisten, dass die Stadt Gießen und die Region wettbewerbs- und zukunftsfähig bleiben.

3. Die JLU in der Öffentlichkeit

Die JLU versteht sich als eine Universität in gesellschaftlicher Verantwortung, d.h. als „social university“ mit Wirkung in die Gesellschaft hinein. Neben ihrem Engagement in den beiden Kernmissionen von Forschung und Lehre sind folglich auch weitere gesellschaftlich relevante Funktionen Teil ihrer Aufgabe. Diese Funktionen werden in der aktuellen Diskussion üblicherweise gebündelt als „Third Mission“ neben Forschung und Lehre gestellt. Diese dritte Komponente umfasst alle Aktivitäten, die das an der JLU vorhandene wissenschaftliche Kompetenzspektrum – mit direktem Bezug zu aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen und Fragen – in verschiedene Felder der außerakademischen Umwelt (wie Wirtschaft, Gesellschaft, Kunst etc.) hineinragen und mit diesen interagieren. Ein Hinweis auf dieses Handlungsfeld für die Universität findet sich übrigens bereits in der Satzung der Gießener Hochschulgesellschaft aus dem Jahr 1918: in § 2 wird die „Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben“ als einer der Zwecke der Gesellschaft aufgeführt. Dieser Passus und das mit ihm verbundene Ziel haben bis heute Bestand.

Es ist unbestritten, dass Universitäten wesentlichen Einfluss auf die gesellschaftliche Entwicklung und den wirtschaftlichen Fortschritt in ihrer Stadt und Region haben. Die Stadt Gießen ist in den letzten Jahrzehnten stark gewachsen – auch dank der Universität. Es ist davon auszugehen, dass die Bevölkerungszahl künftig weiter steigen wird. Es ist sogar denkbar, dass Gießen in den nächsten Jahrzehnten auch von der Einwohnerzahl zur Großstadt wird. Die JLU wird in Kooperation mit ihren Partnern in Stadt und Region das ihre dazu tun, dass Gießen zum überregionalen Anzie-

hungspunkt wird und sich weiterhin als internationaler Wissenschaftsstandort profilieren kann. Die JLU versteht sich in diesem Zusammenhang der Kooperation mit der Stadt Gießen in besonderem Maße verpflichtet.

Hochschulen können insbesondere dann zu Motoren für Fortschritt und Prosperität werden, wenn erfolgreicher Wissens- und Technologietransfer gelingt. Die JLU wird ihre Anstrengungen auf diesem Gebiet fortführen und erweitern. Bereits zum jetzigen Zeitpunkt fördert die JLU z.B. den Wissens- und Technologietransfer in die berufliche Praxis und ist bestrebt, generiertes Wissen zum Nutzen von Wirtschaft und Gesellschaft zu schützen und zu verwerten. Hierzu pflegt die JLU unter anderem enge Kontakte zur TransMIT GmbH, zum Transferzentrum Mittelhessen, zum Regionalmanagement Mitte Hessen e.V. sowie zum TechnologieTransferNetzwerk Hessen. Ferner bietet sie mit dem Entrepreneurship Cluster Mittelhessen (ECM) ein Beratungs- und Weiterqualifizierungsangebot für gründungsinteressierte Studierende und Beschäftigte.

Von besonderer Bedeutung für den Transfer des Wissens sind auch öffentliche Veranstaltungen, die sich an vielfältige gesellschaftliche Gruppen jenseits des akademischen Betriebs richten. Eine Veranstaltung dieser Art ist die regelmäßig stattfindende Ringvorlesung des Präsidenten, die in jedem Wintersemester ein aktuelles gesellschaftspolitisch relevantes Thema in den Mittelpunkt stellt (im WS 2017/18 war dies die Energiewende). Daneben richtet die JLU eine Vielzahl von Veranstaltungen in vielfältigen Formaten (Vorträge, Lesungen, Podiumsdiskussionen, Konzerte ...) zu einem breiten Themenspektrum aus. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, dass in vielen Fällen Veranstaltungsformate für die außeruniversitäre Öffentlichkeit nicht direkt durch die Universitätsleitung angestoßen und durchgeführt werden, sondern aus dem individuellen Engagement und Forschungsinteresse einzelner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler entstehen. Das Präsidium der JLU fördert gezielt solche gesellschaftsbezogenen Hochschulaktivitäten, die aus dezentralen Initiativen innerhalb der JLU erwachsen.

Die Eröffnung des „InfoCenter Hochschulen + Stadt“ am Gießener Bahnhof setzte am 5. Mai 2017 ein weiteres sichtbares Zeichen der universitären Präsenz im Stadtraum und der Kooperation mit Partnern in der Stadt. Das Infocenter ist eine gemeinsame Informations- und Servicestelle von Technischer Hochschule Mittelhessen, Justus-Liebig-Universität Gießen und Gießen Marketing GmbH. Die Einrichtung bietet relevante Informationen zu Hochschulen und Stadt und stellt konkrete Service-Angebote für Bürgerinnen und Bürger, Gäste aus dem In- und Ausland, Studierende und Studieninteressierte bereit.

Fazit

Die JLU hat viel zu bieten – und noch viel vor. In ihrer Eigenschaft als Partnerin der Stadt, Anziehungspunkt in Mittelhessen und der Metropolregion Rhein-Main und als internationaler Wissenschaftsstandort wird sie auch zukünftig eine tragende Rolle in diesen Kontexten spielen. In der Vielfalt ihres Fächerspektrums wird die JLU historische, aktuelle und zukunftsorientierte Perspektiven verbinden und damit Wegbereiterin für Bildung, Forschung und Innovation bleiben. Im Fokus stehen dabei stets die Entwicklung neuer Perspektiven für exzellente Forschung, innovative Lehre und die qualifizierte Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die oben ausgeführten Aspekte Verbundbildung, Nachwuchsförderung und Personalentwicklung sowie Aktivitäten in der Stadtöffentlichkeit fügen sich ein in einen Katalog von Maßnahmen zur Erreichung dieses Ziels. In der Vergangenheit konnte die JLU stets auf die Unterstützung durch verlässliche, starke Partner und auf die Förderung durch Individuen und Organisationen, welche die Mission der Universität mittragen, bauen – die GHG eingeschlossen. Es ist gut zu wissen, dass die Universität auch mit Blick auf zukünftige Entwicklungen und Herausforderungen weiterhin auf enge Verbündete zählen kann.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee
Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen

Die Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

„Wissenschaft und Leben innig im Bunde“

Von damaligen und heutigen Verbindungen zwischen Universität und Stadt

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft – das bedeutet auch: 100 Jahre gelebte Symbiose einer Universität mit ihrer Stadt. Unterbrochen nur durch die wissenschaftsfeindliche Ideologie der Nationalsozialisten hat sich diese Gemeinschaft, eine der ältesten in



ganz Deutschland, in dieser langen und bewegten Zeit trotz vielfältiger Hindernisse stets bewährt. Krisengeschüttelt durch Inflation, Wirtschaftskrisen und Krieg, herausgefordert durch die stärker werdende Konkurrenz anderer Universitäten, gebeutelt durch Finanzkrisen der öffentlichen Hand und Überlebens- und Verteilungskämpfe angesichts stets wiederkehrender Überlegungen zur „Umstrukturierung“ der Hochschulen in Hessen – Universität und Stadt wie ihre gemeinsame Hochschulgesellschaft einte in diesen 100 Jahren zumindest eines: die Überzeugung, dass man angesichts großer Probleme und Herausforderungen wirkungsvoll nur gemeinsam für die Stärkung der Hochschule und ihres Standorts, der Stadt, arbeiten kann. Nicht umsonst ist in der Präambel des gemeinsam von Hochschulen und Stadt getragenen Prozesses „Consilium Campusentwicklung Gießen“ (CCG) festgehalten: „Daher geht es also nicht nur um Planung, es geht auch darum, voneinander zu lernen, zu verhandeln und gemeinsam zu einer Lösung zu kommen.“ (Dokumentation zum Symposium, 15. 6. 2015)

Auch wenn sich heute weit mehr Institutionen und Gremien mit neu wachsenden Anforderungen an eine – am besten gemeinsame und

abgestimmte – Wissenschafts- und Stadtentwicklung beschäftigen, bleibt die Analyse des Nutzens dieser Gemeinschaft, die der „Gießener Anzeiger“ anno 1918 in einem Bericht über die Gründung der Hochschulgesellschaft zusammenfasste, doch gleich: „Die Bevölkerung der Stadt Gießen insbesondere hat ein doppeltes Interesse in der Förderung der Hochschulgesellschaft, indem die Existenz einer so großen Institution in der Stadt wichtig für sie ist, deren Veranstaltungen, Vorträge usw. anziehend wirken, wie ferner auch jede Stärkung der Universität einen Nutzen und Vorteil für die Stadt Gießen bedeutet.“

Die Analyse der Triebfedern und Motoren einer gemeinsamen Entwicklung von Stadt und Hochschule: auch sie findet sich also schon vor 100 Jahren und ist der heutigen erstaunlich gleich. Sie kann uns bestätigen und helfen, den



Abb. 1: Oberbürgermeister Dr. Karl Keller
(Foto: Stadtarchiv Gießen)

Blick zu fokussieren für die Wege, die in eine gemeinsame Zukunft führen. An mindestens drei Punkten kann man dies mit Blick auf die Gründungsgeschichte leicht identifizieren:

1. Gießens damaliger Oberbürgermeister Dr. Karl Keller (Abb. 1), der sich selbst persönlich stark engagiert hatte für die neue Gesellschaft, erklärte in seiner Ansprache zur Gründung im Februar 1918: „Heute sind Wissenschaft und Leben innig im Bunde, gegenseitig gebend und empfangend, beide zum Ganzen strebend, die universitas litterarum wirkend und schaffend für die universitas populi. Wissenschaft und Leben: hier wie dort Arbeit, die zusammenführt und vereinigt, zum Segen der Gesamtheit. Wenn die Erkenntnis dessen, was die Wissenschaft dem praktischen Leben zu bieten vermag, in weiten Kreisen unseres Volkes lebendig ist, so wird nicht fehlen, dass der Wissenschaft warmherzige Freunde und tatkräftige Förderer erstehen auf allen Seiten.“

Man hätte Kellers Worte ohne Abstriche in unseren (erfolgreichen) Bewerbungen um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ verwenden können. Die Leistungen der Wissenschaft für das praktische Leben in Bildung, Wirtschaft, im Alltag erfahrbar machen und damit Unterstützung, Anerkennung und Förderung sowie Nachwuchs sichern – dies ist heute so aktuell wie damals.

Genauso sicherlich wie die Forderung OB Kellers an die Wissenschaftler selbst: „Dazu (zur Nutzbarmachung des Wissens, Anm. d. Verf.) aber müssen Wissenschaft und praktisches Leben Hand in Hand gehen und die Universitäten sich bewusst bleiben, dass auch sie am laufenden Webstuhl der Zeit schaffen und dass sie ihr Dasein nicht absondern können vom flutenden Leben der Volksgesamtheit.“

Genau deshalb ging es in der Geschichte der Gesellschaft immer auch um Volks- und Erwachsenenbildung; immer auch darum, den Hunger nach Wissen in der Bevölkerung der Zwanzigerjahre, in der Zeit der ersten deutschen Demokratie, in einer Zeit der Politisierung großer Bevölkerungsteile zu stillen. Denn, so Keller: „So wenig wir die Lebens-

kraft einer Nation nur nach der Summe der Warenhallen und Getreidesäcke bemessen können, ebenso wenig wird der Wohlfahrt eines Volkes allein durch äußere Güter und materiellen Erwerb gedient.“

Der „laufende Webstuhl der Zeit“, es gibt ihn heute noch und an ihm müssen wir auch heute gemeinsam arbeiten. Technik, Medizin, alle Naturwissenschaften: Wir brauchen Innovationen und Forschung, um unser Leben zu sichern und unsere Lebensgrundlagen zu erhalten. Aber auch die Geisteswissenschaften waren und sind gefragt, sich bei der Beantwortung der drängendsten Fragen der Zeit mit Diskussionsbeiträgen zu beteiligen: Horizonte zu öffnen angesichts großer Verunsicherung und um sich greifender Desinformation oder gar bewusster Ignoranz von Fakten bei der Erschaffung von neuen gefährlichen Weltbildern und Welterklärungsversuchen.

100 Jahre nach Gründung der Hochschulgesellschaft ist gerade die Anstrengung, rationale Diskurse auf allen Ebenen gegen irrationale Gefühle zu stellen, eine neue Herausforderung, die Stadtgesellschaft wie Wissenschaft gemeinsam schultern muss. Ein stärkeres Bündnis als dieses kann es nicht geben.

2. Mindestens genauso aktuell liest sich ein Aufruf des damaligen Präsidenten der Handelskammer Gießen aus dem Jahre 1924, der sich mit diesen Worten an die Bürger von Stadt und Land wandte: „Jeder, der im wirtschaftlichen Leben steht, weiß, dass Wirtschaft und Wissenschaft untrennbar zueinander gehören, aufeinander angewiesen sind. Wenn es der Wirtschaft in dieser Zeit der schärfsten Konkurrenz nur möglich ist, nennenswerte Erfolge zu erzielen, wenn sie sich die Errungenschaften der Wissenschaft in weitgehendstem Maße zu eigen macht, so ist die Wissenschaft mehr als je zuvor auf die Unterstützung der Wirtschaft angewiesen, da der Staat infolge seiner schwierigen Wirtschaftslage den berechtigten Anforderungen der Universitäten auf stärkere Unterstützung oft nicht nachzukommen in der Lage ist. (...) Ich halte jede finanzielle Unterstützung dieser Bestrebungen (der Hochschulgesellschaften,

Anm. d. Verf.) für eine vortreffliche Kapitalanlage.“ Wirtschaft und Wissenschaft – zwei ungleiche Geschwister, die sich brauchen. Hier die Freiheit der Forschung, dort der Bedarf, Erkenntnisse zu gewinnen, die angewandten Fortschritt bedeuten und konkurrenzfähig machen können: gewandelt hat auch diese Anforderung sich nicht. Einfacher und treffender kann man die noch heute wichtige Idee des notwendigen Wissenstransfers, für den zahlreiche Institutionen und Initiativen eintreten, die auch Pate steht für manch neue Kooperation, nicht beschreiben.

3. Und nicht zuletzt eine weitere kleine Parallelität findet sich in den Gründungspapieren der Gesellschaft: Die Hochschule will mit ihren früheren Schülern in Kontakt bleiben, um „durch sie die wechselnden Anforderungen genauer kennen zu lernen, die die Angehörigen praktischer Berufe an ihre wissenschaftliche Ausbildung stellen; dafür glaubt sie ihren früheren Schülern manche wissenschaftliche Anregung bieten zu können, die geeignet sein dürfte, der Berufsarbeit zugute zu kommen“. Das Wort „Alum-

ni“-Programm kannte man damals noch nicht. Das Ziel jedoch, Berufswelt und Wissenschaft auch auf diese Weise gegenseitig zu befruchten und anzunähern, es hat 100 Jahre überlebt und wird es sicher weiter tun. Dass ehemalige Hochschul-Angehörige, wie der heutige Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sich dabei gerne an Gießen als Studienort erinnern und damit auch zum Botschafter unserer Stadt in der Welt werden, mag ein angenehmer Nebeneffekt sein.

Ohne allzu oberflächliche historische Parallelen ziehen zu wollen, so scheint mir anhand dieser kleinen Quellen-Auswahl doch recht deutlich, dass bereits vor 100 Jahren bewusst und klar war, dass Gießens Wachstum und Fortschritt aufs engste mit Wachstum und Fortschritt der Universität verbunden ist.

Die rasante bauliche Entwicklung der Universität der damaligen wie der heutigen Zeit gibt davon steinernes Zeugnis: Aus Berichten der Jahrhundertwende wissen wir, wie die Stadt sich um 1900 veränderte. Es muss eine Blütezeit gewesen sein, in der sich die Einwohner-



Abb. 2: Die Synagoge in der Südanlage (zerstört).

(Foto: Stadtarchiv Gießen)



Abb. 3: Das Stadttheater auf einer historischen Postkarte.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)

zahl binnen 25 Jahren fast verdoppelte (1880: 17.000, 1905: 29.000). An der Universität begrüßte man 1902 den tausendsten Studenten. Die Voraussetzungen für dieses Wachstum waren geschaffen: Die enge mittelalterliche Bausubstanz wurde beseitigt, repräsentative Bauten wie das Universitätshauptgebäude, die Justiz an der Ostanlage, die Johanneskirche, zwei Synagogen, das Stadttheater, ein erstes Volksbad (Abb. 2 bis 4), eine Lesehalle – alles das zeugt von einem Aufbruch aus der Enge und einer neuen Bürger-Zeit, eines neu erwachten Bürgersinns.

500 (!) Vereine auf allen Ebenen des Bürgerengagements entstanden in dieser Zeit, die allermeisten unter Beteiligung von Universitätsangehörigen. Und auch eine neue Zeit der Wissenschaft: neue Institutsgebäude für neue Fachrichtungen, eine Universitätsbibliothek im Bereich der Ludwigstraße bildeten ein Zentrum am damaligen Rand der Innenstadt, und auch am Seltersberg entwickelte sich ein weiteres Universitätszentrum mit diversen Kliniken der Human- und Veterinärmedizin – beide Standorte sind noch heute geprägt

durch die Universität. Stadt und Universität wuchsen zusammen in räumlicher Dimension wie an Bedeutung. „Die Sphären der Universität und der Stadt haben sich in der persönlichen Begegnung, in der politischen Arbeit, im kulturellen wie im sozialen Einsatz immer weiter angenähert und ineinander verschränkt. Auf diese Weise wurde die eminent wichtige Phase der Modernisierung und Urbanisierung der Stadt Gießen in wesentlichen Teilen von Universitätsangehörigen mitbestimmt“, hat unser Stadtarchivar Dr. Ludwig Brake in einem Bericht über Gießen aus dem Jahre 1907 festgestellt. Um diese Zeit präsentierte sich Gießen als „eine prosperierende, selbstbewusste Provinzialhauptstadt“ mit „herausragender Bedeutung innerhalb des Großherzogtums“.

Und heute? Nach wie vor ist die Zukunft der Stadt untrennbar verbunden mit der Zukunft ihrer Hochschulen. Gerade die in den letzten Jahren in die bauliche Infrastruktur investierten vielen Millionen Fördergelder im Rahmen des HEUREKA-Programms haben die Stadt – und nicht nur die Hochschul-Campi – insge-



Abb. 4: Das Volksbad auf einer historischen Ansicht.

(Foto: Stadtarchiv Gießen)

samt enorm aufgewertet bzw. werden sie weiter aufwerten. Alleine dies wird allerdings nicht ausreichen, um die derzeitig erneut stattfindenden großen Modernisierungs- und Urbanisierungsschübe aufgrund einer erneuten Landflucht in die Städte in Zukunftsfähigkeit von Stadt und Hochschulen zu verwandeln. Wie anno 1918 müssen wir uns daran erinnern, was es außer baulicher Entwicklung, außer dem Niederreißen alter (Festungs-) Mauern noch braucht, um manch neu entstandene Enge in den Köpfen zu beseitigen: das Verständnis auf allen Seiten nämlich, welches einst u.a. die Gründer der Hochschulgesellschaft beseelte. Um noch einmal mit den Worten des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Karl Keller zu sprechen: „Gießen hat nicht nur eine Universität, es ist auch Universitätsstadt. So lebhaft in den letzten Jahrzehnten Handel und Industrie emporgeblüht sind und auch andere Erwerbsstände an Bedeutung innerhalb unserer Stadt gewonnen haben: die Universität gibt ihr doch das Hauptgepräge und bleibt Stolz und Freude unserer Stadt für alle Zeit.“

Dies wird und muss uns weiterhin auf allen Ebenen gemeinsamer Ansporn sein. Nicht aus Zufall sind in eingangs erwähntem gemeinsamen CCG-Prozess unter anderem folgende vier Leitziele für die nahe Zukunft von Stadt und Hochschulen enthalten:

„Wir wollen die Wahrnehmung der einzelnen Hochschulen und dadurch auch der Stadt Gießen als Wissenschaftsstadt nach außen und innen stärken. Die Akteure sollen in den relevanten Stadträumen präsent sein, (und) diese in hoher Qualität prägen und mit der (gesamten) Stadtgesellschaft eine gemeinsame Wertschätzung entwickeln.

Wir wollen eine kooperative Flächenentwicklung betreiben, die sowohl die Interessen und innerstädtischen Entwicklungspotenziale der beiden Hochschulen als auch die der Stadt berücksichtigt und in hohem Maße identitätsstiftend für alle wirkt.

Wir wollen integrative Mobilitätskonzepte auf allen Ebenen zukunftsorientiert entwickeln, die die Erschließung der Räume durch ÖPNV, fußläufig oder per Rad in qualitativ wertigen Verkehrsräumen bevorzugt und eine hohe

Qualität im städtischen Lebensraum ermöglicht.

Wir wollen ein integrales Wohnkonzept, das es (den) allen Studierendengruppen ermöglicht, angemessen und bezahlbar im Stadt- und Hochschulraum zu leben, um damit eine hohe (nationale und internationale) Attraktivität und Wett-

bewerbsfähigkeit für die Hochschulen und Gießen zu fördern.“

Es gibt noch viel zu tun. Gemeinsam.

Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin
der Universitätsstadt Gießen

II. Die Gießener Hochschulgesellschaft und die Universität Gießen im Jahr 1918

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen



Grenzenlose Vielfalt

Lesen Sie uns!



Über alle Kanäle bestens informiert mit unseren neuen Angeboten!

2 Wochen kostenlos und unverbindlich.

Print & Web plus – Der Alleskönner

Alle Informationskanäle:
Tageszeitung, E-Paper, News-App
sowie die neue Website.



Digital plus – Der Digitalprofi

Alle digitalen Informations-
kanäle: E-Paper, News-App
sowie die neue Website.



Telefon 0641 9504-76
abo.service@giessener-anzeiger.de
www.giessener-anzeiger.de

Giessener Anzeiger

II.1 Die Hochschulgesellschaft und ihre Universität

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen



Jürgen Reulecke

Das „Wendejahr 1917“

Eine historische Verortung der Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft

Wann und wie endete das sogenannte „lange 19. Jahrhundert“ in Deutschland, aber auch in vielen anderen Staaten der Welt? Seit langem kreisen die recht kontroversen Beantwortungen dieser Frage im Wesentlichen um das Jahr 1914 oder um die Jahreswende 1918/19. Im Mittelpunkt stehen dabei die staatspolitischen und militärischen Umbruchverhältnisse entweder bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs oder bei Kriegsende. Seit kurzem wird jedoch zunehmend das Jahr 1917 als das Jahr interpretiert, in dem man „endgültig im 20. Jahrhundert angekommen“ sei, und zwar „weltumspannend“, dies nicht zuletzt auch im kulturellen Bereich und im Hinblick auf die Lebensformen.¹ Dass das Kriegsjahr 1917 von entscheidenden militärischen und politischen Ereignissen bestimmt war, ist ja in allen Geschichtsbüchern zu lesen: Erinnert sei nur an die mörderischen Flandernschlachten ab Juni 1917 mit ihren Auswirkungen auf die Heimatfront, an die englische Nordseeblockade und die deutschen Luftangriffe auf London, an die Schlachten an der Ostfront, z.B. um Riga im Herbst 1917, aber auch in Italien, in der Türkei und in Ostafrika. Zentrale Bedeutung hatte im April des Jahres vor allem auch der Kriegseintritt der USA unter dem Präsidenten Wilson sowie – nachdem Lenin quer durch Deutschland von Zürich aus per Bahn Ende April nach Sankt Petersburg gefahren war – der Beginn der revolutionären Ereignisse zwecks Niederschlagung der Zarenregierung, die dann in die Oktoberrevolution mündeten und schließlich im Dezember 1917 in Brest-Litowsk zu Friedensverhandlungen mit den Mittelmächten führten. Etwa seit Jahresbeginn 1917 begann jedoch, worauf in den Geschichtsbüchern lange Zeit nicht hingewiesen worden ist, auch ein erheblicher psychohistorischer Wandel der Kriegslagebeurteilung infolge der bisherigen

erschütternden „Erfahrungsräume“ und der nun immer deutlicher und bedrohlicher werdenden „Erwartungshorizonte“ (Reinhart Koselleck) im Hinblick auf ein Kriegsende. Der damals 44-jährige Philosoph Theodor Lessing, der das Umgehen mit Geschichte als einen rückblickenden Sinngebungsversuch der „Lebendgebliebenen über die Toten“ bezeichnet hat, formulierte bereits an der Jahreswende von 1916/17, dieser Krieg sei inzwischen zu einem „Symptom des Menschheitsirrsinns“ geworden.² Und gegen Ende dieses Jahres hat der „rote Graf“, der Schriftsteller, Mäzen, Pazifist und Diplomat Harry Graf Kessler (1868–1937), vorausgesehen, dass 1917 „den größten Umschwung in der Weltlage“ hervorgerufen habe und deshalb „eines der denkwürdigsten Jahre der Weltgeschichte“ sei.³ Zunächst jedoch war dieses Jahr für viele Menschen ganz konkret ein „Schlüsseljahr“, d.h. das Jahr einer großen „militärischen, sozialen und politischen Erschöpfung“ mit einem Auseinanderdriften von „Gemeinwirtschaft und Kriegssozialismus bis zur Volksgemeinschaft.“⁴ Ehe es dann trotz einer sich ab 1917 infolge dieser Erschöpfung anbahnenden „Politikwende“ noch einmal für kurze Zeit, nämlich bis zum Sommer 1918 zu einer „zweiten Mobilisierung“ mit einer sich ausbreitenden Erwartung eines „Siegfriedens“ kam – dies vor allem angesichts der revolutionären Ereignisse bzw. des Kriegsendes im Osten.

Stichwort 1917 als „Jahr der großen Erschöpfung“, aber auch einer entscheidenden und zukunftsweisenden „Politikwende“ mit immensen psychohistorischen Folgen für große Teile der Bevölkerung: Dazu ließe sich vieles berichten. Exemplarisch sollen im Folgenden nur drei Erfahrungsfelder ein wenig angesprochen werden. Da ist als *erstens* der Bereich „Hunger“ zu nennen. Eine Entstehung mas-

siver Herausforderungen in Richtung Ernährung der Bevölkerung hatte man in den ersten Kriegsjahren kaum angenommen! Dass die deutsche Nahrungsmittelversorgung fast zu einem Drittel aus dem Ausland stammte, war nicht als Bedrohung angenommen worden. Vor allem der Steckrübenwinter 1916/17 und die englische Seeblockade der Nordsee führten aber dann dazu, dass die Nahrungsmittelversorgung katastrophal wurde und für die Masse der Bevölkerung der lebensnötige Kaloriengehalt der noch irgendwie beschaffbaren Nahrungsmittel auf die Hälfte des normalen Mindestbedarfs sank. Die Folge war, dass etwa 700.000 Deutsche an Unterernährung starben – ein Drittel der Zahl der deutschen Soldaten, die gleichzeitig an den Fronten umkamen. Eine sich besonders in den Unterschichten krass ausbreitende Demoralisierung war die Folge. Hamsterfahrten und Schwarzmarkt, Diebstähle, Betrügereien, Hungerkrawalle grassierten zunehmend, was 1917 zu ganz erheblichen sozialen Konflikten führte, an denen nicht zuletzt auch die weibliche Bevölkerung stärker beteiligt war. Eine deutliche Schwächung der Heimatfront sowie eine stark zunehmende Kriegsmüdigkeit waren die Folge. Die Nahrungsmittelproduzenten, vor allem die Bauern gerieten dabei wegen angeblicher und oft zum Teil auch tatsächlicher Profitinteressen und Ausbeutungsstrategien in die Schusslinie. Eine massiv sinkende Wirtschaftsmoral bei den Produzenten wie bei den Konsumenten war die Folge. Bemühungen kommunaler Behörden, zum Beispiel durch die Organisation von Einkaufsfahrten für die hungernde Stadtbevölkerung in Agrargebiete hatten nur geringe Erfolge. Nach dem Kriegsende bewirkten dann die militärischen und politischen Konsequenzen sowie die Hyperinflation, dass in vielerlei Bereichen die Kluft zwischen den Produzenten und den Konsumenten noch lange nachwirkte und schwerwiegende Folgen hatte – dies auch in Richtung auf krass gegensätzliche Vorwürfe von beiden Ufern gegen die staatliche Sozialpolitik im Blick auf rechtliche Regelungen im Bereich der Volksernährung. Ein massiver *zweiter* Umbruch des Alltagslebens an der Heimatfront hing mit einer Viel-

zahl innerstädtischer großer Demonstrationen zusammen.⁵ Besonders in Berlin und in Leipzig, aber auch in vielen weiteren Städten hat es 1917 solche Demonstrationen gegeben, so etwa (um ein spezielles Beispiel zu erwähnen) in der im Wesentlichen von der Textilindustrie geprägten Stadt Wuppertal-Barmen am 26. Februar 1917, als etwa zehntausend Menschen, darunter auch Soldaten, die auf Urlaub waren, vor das Rathaus zogen, Lebensmittel einforderten, die umliegenden Lebensmittelläden plünderten und Häuser reicher Bürger beschädigten. Drei Kompanien mit etwa sechshundert Soldaten schlugen daraufhin diesen Aufstand nieder. Ein Grund für diesen Aufstand war das Gerücht gewesen, für Barmen vorgesehene Kartoffellieferungen seien zur Besänftigung von streikenden Arbeitern deshalb ins Ruhrgebiet geleitet worden, weil diese dort in der Rüstungsindustrie beschäftigt waren. Zwar waren im Ruhrgebiet ebenfalls Ernährungsprobleme ein Streikgrund, aber nicht nur, denn seit Ende 1916 eskalierten dort umfangreiche Streiks aus weiteren Gründen vor allem in den Industriezweigen, deren Produkte für die Kriegsführung bedeutsam waren. So war es zum Beispiel im Ruhrgebiet in 31 Zechen mit 13.000 Bergleuten zu einem Aufstand gekommen, bei dem nicht nur Ernährungs-, Arbeitszeit- und Lohnfragen im Mittelpunkt standen, sondern jetzt auch Forderungen nach einem gleichen Wahlrecht, nach einer inneren politischen Neugestaltung und einem sofortigen Frieden. Unüberhörbar, so hieß es zum Teil schon im Frühjahr 1917 in der Presse, grolle es im Deutschen Reich an vielen Stellen in der Tiefe. Selbst in Köln brach damals ein größerer Streik aus, der allerdings durch geschickte Verhandlungen des damaligen Oberbürgermeisters Konrad Adenauer bald beendet werden konnte. In vielen der Streiks im Laufe des Jahres 1917 waren es vor allem Mitglieder der Metallarbeitergewerkschaft und Angehörige der im April 1917 neugegründeten USPD, die die Initiatoren waren. Die zunehmende Radikalisierung der Streiks führte dann ab Sommer 1917, wie schon – bezogen auf Wuppertal-Barmen – erwähnt, zu erheblichen polizeilichen Eingriffen und zu Festnahmen von vie-

len Akteuren, die dann meist sofort an die Front geschickt wurden. Nicht zuletzt auch sogenannte „halbwüchsige junge Burschen“, das heißt Jugendliche aus sozialdemokratischen Jugendvereinen waren es, die sich bei den Streiks und Krawallen intensiv beteiligten, was dann zu Einweisungen in Fürsorgeerziehungsanstalten oder zu einer längeren Haftstrafe führen konnte. Neben den Jugendlichen beteiligten sich übrigens in zunehmender Zahl an den Aufständen auch junge Frauen, die dann oft für einige Zeit ebenfalls ins Gefängnis gerieten. Eine spezielle behördliche Deutung der Gründe für dieses „Grollen aus der Tiefe“ lautete im Frühjahr 1917 dann folgendermaßen: Von außen hereinsickernde Berichte über eine in Russland beginnende Revolution seien es gewesen, die – so hat es damals etwa das Düsseldorfer Regierungspräsidium behauptet – für eine höchst „bedenkliche Rückwirkung auf die Geistesverfassung der radikal gesinnten Teile der Arbeiterschaft“ in Deutschland ausschlaggebend gewesen seien.

Mit Blick auf die massiven neuen Problemfelder des Jahres 1917, hier exemplarisch mit den Problemen der Nahrungsmittelversorgung und mit den vielfältigen öffentlichen Demonstrationen angesprochen, ist *drittens* die Frage zu stellen, wie eigentlich damalige bildungsbürgerliche Kreise mit den Herausforderungen dieses Jahres umgegangen sind bzw. wie sie darauf reagiert haben. Über eine beträchtliche Vielfalt von Aktivitäten ließe sich jetzt berichten, doch soll nach einigen Hinweisen auf eine recht spezielle Initiative in dieser Richtung abschließend lediglich noch etwas ausführlicher die Hochschullandschaft im Deutschen Reich angesprochen werden. Der Kriegseintritt der USA im April 1917 war es, der den vor allem in lebensreformerischen und in jugendbewegten Kreisen aktiven Jenaer Verleger Eugen Diederichs (1867–1930) – angeregt auch durch den bekannten Heidelberger Soziologen Max Weber (1864–1920) – auf die Idee gebracht hatte, ca. sechzig Universitätsprofessoren, Politiker und Künstler zu einer Tagung Ende Mai 1917 auf Burg Lauenstein in Oberfranken einzuladen: Seine Erwartung war, dass es dort gemeinsam gelingen könne, sich angesichts des

inzwischen deutlichen Zerfalls des bisherigen innerdeutschen „Burgfriedens“ über „Sinn und Aufgabe unserer Zeit“ (so das Thema der Tagung) zu verständigen und gemeinsam eine zukunftsgerichtete fortschrittliche und offene „deutsche Geistigkeit“ zu entwickeln.⁶ Anwesend war bei dieser Tagung neben Max Weber z.B. Werner Sombart, Gertrud Bäumer, Ferdinand Tönnies, Ernst Toller und vielen anderen auch der damals 33-jährige Theodor Heuss, der rückblickend zu dem Treffen festgestellt hat, die etwa sechzig Anwesenden „unterschiedlichster Art“ hätten sich in den Diskussionen „die Köpfe über den deutschen Staat zerbrochen“. Das Urteil „zerbrechen“ lässt sich durchaus auf das Gesamtergebnis dieser und anschließend einer zweiten Lauenstein-Tagung Ende September anwenden: Es kam nämlich auch nicht annähernd, wie es sich Diederichs erhofft hatte, zu einer einvernehmlichen Festlegung klassen- und konfessionsübergreifender kultureller Strategien, sondern nach erheblichen Auseinandersetzungen, aufgelöst u.a. vor allem durch eine Kontroverse zwischen Max Weber und dem protestantischen Geistlichen Max Maurenbrecher (1874–1929). Von einer gemeinsam beschlossenen „deutschen Kulturmission“ und einer „außerparlamentarischen Vorwegnahme“ in Richtung Nachkriegszeit war keine Rede, im Gegenteil! Stattdessen trafen hier bereits jene politischen Richtungen aufeinander, die dann konfliktreich die Weimarer Republik bestimmen sollten, hier vertreten durch völkisch-nationalrevolutionäre, bürgerlich-demokratische und linkssozialistisch orientierte Kreise!

Bemerkenswert ist dabei, dass bis auf das USPD-Mitglied Ernst Toller (1893–1939) die meisten Wortführer auf Burg Lauenstein zur Altersgruppe der um 1870 Geborenen gehörten. Zwar wurde mehrfach auch die Einbeziehung der jungen Generation angekündigt und gefordert, doch hielten sich abgesehen von Toller die wenigen anwesenden jungen Leute, geboren um 1890, zurück: Einer von ihnen war einer der Hauptakteure des berühmten jugendbewegten Treffens vom Herbst 1913 auf dem Hohen Meißner bei Kassel gewesen: Knud Ahlborn (1888–1977). Er war

Anfang August 1917, also kurze Zeit nach dem Treffen auf Burg Lauenstein, einer der Mitorganisatoren eines „Westdeutschen Jungentages“ auf der Loreley am Rhein, bei dem sich über sechshundert junge Leute aus dem Wandervogel und der Freideutschen Jugend versammelten.⁷ Ihnen ging es ausdrücklich um eine deutliche Zurückweisung einerseits der autoritären Forderungen staatlicher Institutionen, andererseits aber auch um die Abwehr der Bestrebungen mancher Akteure aus der älteren Generation, die z.B. bei dem Treffen auf Burg Lauenstein fordernd aufgetreten waren, die junge Generation in ihren Bann zu ziehen. Stattdessen betonten die Wortführer des Treffens auf der Loreley ausdrücklich die selbstbestimmte Wahrung der persönlichen Entscheidungsfreiheit, damit nach den negativen Entwicklungen in den Jahren seit Kriegsbeginn in Zukunft in den jugendbewegten Gruppen wieder – so ist es dann nach dem Loreley-Treffen rückblickend Ende 1917 formuliert worden – „aus lebenswarmem Wechselspiel von Mensch zu Mensch uns allen die Kraft erwachse, wir selbst zu sein.“ Eine klare „Abkehr von den trägen Gewohnheiten der Alten“ und „der Wille zu einer neuen Lebensgestaltung“ seien die notwendigen Voraussetzungen für die Entstehung eines „mutigen, tatentschlossenen jungen Geschlechts, dessen die Zukunft bedarf.“⁸

Mit Blick auf die bisher skizzierten Beispiele stellt sich die Frage, wie die Professorenschaft an den deutschen Universitäten auf jene Herausforderungen des Jahres 1917 reagiert bzw. wie sie darauf einzuwirken versucht hat. Das weitgehend euphorisch erlebte „Augusterlebnis“ von 1914 war zunächst von der überwiegenden Zahl der Hochschullehrer mit der Erwartung eines baldigen deutschen Sieges verbunden, der dann „für die ganze Kultur Europas ein Heil“ erbringen werde – erkämpft durch „den deutschen ‚Militarismus‘, die Manneszucht, die Treue, den Opfermut des einträchtigen freien deutschen Volkes.“⁹ Viele Professoren unterstützten in der Folgezeit die „Alldeutsche Bewegung“, die in Form einer radikalen „Kriegszieleuphorie“ in großem Umfang Expansionen z.B. in Osteuropa und in den

afrikanischen Kolonien erwarteten. Darauf bezogen begann aber ab Mitte 1915 eine Gegenbewegung unter den Professoren, von denen siebzig, darunter u.a. Gustav Schmoller, Ferdinand Toennies, Albert Einstein sowie Alfred und Max Weber, in einer Gegendenkschrift einen „Verständigungsfrieden“ befürworteten.¹⁰ Die weitere Entwicklung und besonders die Verhältnisse seit Beginn von 1917 führten dann jedoch zu einer deutlichen Kluft zwischen den Radikalen und den Gemäßigten, die dann im Sommer 1917 in einem endgültigen Bruch innerhalb der deutschen Professorenschaft endete: Die Unterstützung einer rücksichtslosen Kriegsführung zwecks Wiederherstellung der brüchig gewordenen Verhältnisse an der „Heimatfront“, die vor allem dann die im September 1917 gegründete „Deutsche Vaterlandspartei“ vertrat, stand dem Bestreben der liberalen Reformer entgegen, die einerseits eine umfassende Parlamentarisierung des politischen Systems und andererseits einen „Verständigungsfrieden“ forderten.

Was das konkrete damalige Selbstbild vieler Professoren angeht, so bewirkten die Verhältnisse ab 1917 vor allem erhebliche „Umbruch- und Verlusterfahrungen“ im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Wahrnehmung und Funktion bis hin übrigens auch zu einem deutlichen Rückgang ihres Realeinkommens. Eine immer intensiver werdende Suche nach Handlungsstrategien in den jetzt erkannten neuen wissenschaftlich-gesellschaftlichen, pädagogischen und auch wirtschaftlichen Betätigungsfeldern war die Folge – dies vor allem mit Blick auf die zu erwartenden Verhältnisse nach Kriegsende. Diese Folge der Weltkriegserfahrungen hat, so lässt sich aus der Rückschau feststellen, in der Hochschullandschaft zu einer deutlich zunehmenden Überwindung der vorherigen geistigen Stagnation und Zersplitterung geführt und war – so das Urteil von Gerhard Hirschfeld – für nicht wenige deutsche Gelehrte und Hochschullehrer die ersehnte Möglichkeit, zu einer neuen „Nationalkultur“ zu finden.¹¹ Das bedeutete gleichzeitig, dass diese Personen nun wieder verstärkt eine Rolle als zentrale Initiatoren für gesellschaftliche Reformen und eine innovative Be-

wältigung ökonomischer Probleme zu spielen begannen. Im Hinblick auf die von ihm beklagte bisherige intellektuelle Beliebigkeit eines „ästhetisierenden Individualismus“ im Hochschulbereich beurteilte deshalb der Soziologe und Philosoph Georg Simmel (1858–1918) Ende 1917 die nun zu erwartenden Reformen als das wohl größte und von ihm auch ausdrücklich begrüßte „absolute Ereignis“ der neueren Geschichte.¹²

Angesichts des nun hundertjährigen Bestehens der im Laufe des Jahres 1917 vorbereiteten und dann am 21. Februar 1918 definitiv erfolgten Gründung der „Gießener Hochschulgesellschaft“ stellt sich die Frage, welche speziell auf Gießen bezogenen Herausforderungen des „Wendjahres 1917“ es waren, die die maßgeblichen Initiatoren, allen voran den Germanisten Otto Behagel (1854–1936) sowie seine Kollegen, z.B. den Agrarwissenschaftler Paul Gisevius (1858–1935) und den Rechtsanwalt Wilhelm Grünwald (1859–1925) sowie die übrigen etwa neunzig Mitgründer herausgefordert und motiviert haben, eine „Förderergesellschaft“ zu schaffen. Ziel dieser Gesellschaft sollte es sein, mit der Universität Gießen im Hinblick auf die Epoche nach dem erwarteten „sicheren militärischen Sieg“ eine „Führerrolle bei der gewünschten geistigen Mobilmachung“ in Deutschland zu übernehmen und nicht zuletzt auch den dann zu erwartenden „Wirtschaftskrieg mit dem Ausland“ siegreich zu bestehen – so Gisevius Anfang 1918, der in der Gründungsversammlung ausdrücklich betont hatte: „Je mehr wir rein wissenschaftlich arbeiten, umso reifere Früchte erntet auch die Volkswirtschaft aus unserem Tun.“¹³ Viele Informationen über die Entstehungsphase der Hochschulgesellschaft vor Ort und auch im damaligen Zusammenwirken z.B. mit Marburg und Heidelberg sind in der gründlichen Studie von Andreas Anderhub (s. Anmerkungen) nachzulesen. Ein „neuer Optimismus“, so heißt es dort, habe zu diesem Zeitpunkt nachdrücklich das breite Engagement dieser „Fördergesellschaft“ bestimmt – dies mit ihren bereits kurze Zeit nach Gründung über vierhundert Mitgliedern, darunter einigen bemerkenswerten Geldspendern.¹⁴

Noch einmal Gisevius 1918, rückblickend auf die Impulse des Wendjahres 1917:

„Der Geist, der von unseren Universitäten ausging, hat unser ganzes Volk durchdrungen. (...) Die geistige Kraft des ‚Volkes der Denker‘ wird uns auch in der nächsten Zukunft stark dazu machen, alle kommenden Aufgaben glatt zu lösen. (...) Auch den Universitäten steht eine neue Blütezeit bevor, so auch unserer Gießener Landesuniversität.“¹⁵

Dass die weitere Entwicklung der Hochschulgesellschaft in der Weimarer Republik dann allerdings zum Teil keineswegs so positiv wie erhofft verlaufen ist und die darauf folgende Zeit des Nationalsozialismus eine besonders krasse Herausforderung mit diversen negativen Folgen darstellte, ehe es nach 1945 dann definitiv gelang, die oben zitierten grundsätzlichen Ziele der Gesellschaft bis heute jeweils zeitbezogen-zeitkritisch mit viel Erfolg und mit Blick auf die aktuellen „Erwartungshorizonte“ in die Tat umzusetzen, gehört zum Selbstbild und zur facettenreichen Selbsthistorisierung der nun seit hundert Jahren bestehenden „Gießener Hochschulgesellschaft“.

Anmerkungen:

¹ Zitat aus einem Interview mit Sönke Neitzel 2017, zitiert in dem grundlegenden Aufsatz zum Thema 1917 von Christoph Dipper: Das Jahr 1917 und die Periodisierung des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jg. 2018, Heft 1/2, S. 86–99, dort S. 97 und 99. Siehe auch Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014, Kapitel VI: „Expansion und Erosion 1917“ (S. 615–805, s. dort bes. das Unterkapitel „41 Monate Krieg: das ‚unmögliche Jahr‘ zwischen Utopienkonkurrenz und Friedensillusion“, S. 796 ff.).

² Theodor Lessing: Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen, München 1983, S. 63; s. dazu Rainer Marwedel: Theodor Lessing 1872–1933. Eine Biographie, Darmstadt/Neuwied 1987, bes. S. 146 ff.

³ Aus dem Tagebuch von Kessler, Eintragung vom 31. 12. 1917, zit. nach J. Leonhard, S. 796.

⁴ Leonhard, S. 771.

⁵ Zum Folgenden s. Jürgen Reulecke: Der Erste Weltkrieg und die Arbeiterbewegung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, in: ders. (Hg.): Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr, Wuppertal 1974, S. 205–239, bes. S. 213 ff.

⁶ S. zu den Lauenstein-Treffen demnächst Meike G. Werner (Hg.): Die Ideen von 1917. Debatten auf Burg

Lauenstein über die Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg, Göttingen 2018 (= Marbacher Schriften, Neue Folge), z. Zt. im Druck!

⁷ S. zum Loreley-Treffen 1917: „Westdeutscher Jugentag – ein lichtvoller Ausblick“, in: Dokumentation der Jugendbewegung II: Die Wandervogelzeit, hg. von Werner Kindt, Düsseldorf/Köln 1968, S. 595 ff.

⁸ „Rundbrief an Wandervögel“ (Neujahr 1918), ebd., S. 828 ff.

⁹ Zitat aus einer von über dreitausend Hochschullehrern unterzeichneten Erklärung vom 16. Oktober 1914, s. dazu Gerhard Hirschfeld: Deutsche Professoren im Ersten Weltkrieg, in: Ingo Runde (Hg.): Die Universität Heidelberg und ihre Professoren während des Ersten Weltkriegs, Heidelberg 2017, S. 68.

¹⁰ S. dazu und zum Folgenden Hirschfeld, ebd. S. 72 f.

¹¹ Ebd., S. 76.

¹² Georg Simmel: Der Krieg und die geistigen Entscheidungen, München/Leipzig 1917; s. dazu Wolfgang J.

Mommsen: Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde, 1870–1918, Berlin 1994, S. 124 f., außerdem Hirschfeld, S. 76.

¹³ Zit. aus einem Bericht aus dem Jahre 1918 über die Gründung der Gesellschaft; s. ausführlich dazu die Studie von Andreas Anderhub: Das Antoniterkreuz in Gießen. Zur Geschichte der Universität Gießen während des Ersten Weltkriegs, Gießen 1979, bes. Kap. 7: Die Universität auf der Suche nach neuen Zielen, S. 48 ff., hier zit. S. 55, Anm. 29.

¹⁴ Anderhub ebd., S. 55.

¹⁵ Zit. ebd., Anm. 31.

Kontakt:

Juergen.Reulecke@geschichte.uni-giessen.de



Eva-Marie Felschow

Aus der Not geboren

Der Beginn der Gießener Hochschulgesellschaft

„Nach Gründung der Hochschulgesellschaft ist unserer Universität ein weiteres Aufblühen sicher“, mit diesen Worten beendete Rektor Paul Gisevius seinen Bericht über die im Februar 1918 erfolgte Vereinigung von Freunden und Förderern der Universität Gießen, den er in seiner Chronik über die Landes-Universität im Kriegsjahr 1917/18 abstattete.¹ In der Tat hofften sich die Verantwortlichen an der Universität von der neuen Gesellschaft tatkräftige finanzielle Unterstützung, die allein vom Trägerstaat Hessen-Darmstadt bzw. Volksstaat Hessen nicht mehr zu erwarten war. Seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges bewegte sich der für die Landesuniversität geleistete Staatszuschuss in etwa in der Größenordnung wie in den letzten Friedensjahren. Für das Haushaltsjahr 1915 hatte sich die großherzogliche Regierung aufgrund fehlender Einnahme- und Ausgabeschätzungen nicht in der Lage gesehen, einen Haushaltsvoranschlag aufzustellen, stattdessen wurde derjenige von 1914 auf das Jahr 1915 erstreckt.² Im Jahr 1916 betrugen die Einnahmen der Universität 822.569 Mark und die veranschlagten Ausgaben 1.927.197 Mark, der zu bewilligende Staatszuschuss belief sich damit auf 1.104.628 Mark.³ Aufgrund gestiegener Einnahmen der Universität, die vor allem von den Kliniken erwirtschaftet wurden, war der staatliche Zuschuss für das Haushaltsjahr 1917 trotz höher veranschlagter Universitätsausgaben mit 1.092.712 Mark etwas geringer ausgefallen. Im letzten Kriegsjahr lag er bei 1.110.817 Mark.⁴ Hatte die Universität damit zwar nominell keine Einbuße an den staatlichen Mitteln hinzunehmen, so war durch die bis 1918 fast auf das Doppelte gestiegenen Preise ihr finanzieller Handlungsspielraum stark eingeschränkt. Vor allem bei den Sachausgaben machte sich dies bemerkbar, der Ankauf von Büchern und die Anschaffung von Geräten und Ausstattungsge-

genständen für die Institute konnte längst nicht in dem erforderlichen Maße erfolgen. Zudem hatte die großherzogliche Regierung die Universität Gießen bereits im September 1914 zur größten Sparsamkeit angewiesen, weitere Erlasse des Innenministeriums hierzu ergingen im April 1915 und im März 1917.⁵ Die Direktoren der Institute und Kliniken hatten seit Kriegsbeginn an den Verwaltungsausschuss der Universität über mögliche Ersparnisse in ihrem Geschäftsbereich Bericht abzustatten, an denen sich zeigt, welche gravierenden Folgen Inflation und Sparzwang hatten.⁶ An eine Erhöhung des Universitätsbudgets oder an einen Ausbau der Institute war unter diesen Umständen nicht zu denken. Über den normalen Staatszuschuss hinaus konnte die Universität nur wenig weitere Unterstützung von Seiten der Regierung erwarten. 1916 wurde die Kinderklinik vom Staat übernommen, wozu die Stadt Gießen mit 25.000 Mark einen erheblichen Beitrag geleistet hatte, und es wurde ein bescheidener Ausbau des landwirtschaftlichen Instituts beschlossen.⁷ Weitere Fördermaßnahmen für die Landesuniversität wurden nicht in Betracht gezogen, was sich an den Beratungen über den Staatshaushalt im Landtag deutlich zeigte. Die von der Regierung für die Universität veranschlagten Mittel wurden keiner längeren Debatte unterzogen, Stimmen, die sich für die Belange der Universität besonders eingesetzt hätten, gab es nicht. Stattdessen wurde das Budget für die Universität zur Abstimmung gebracht und stets einstimmig bewilligt. Durch die Auswirkungen des Krieges galt das Hauptaugenmerk der Abgeordneten in der Zweiten Kammer der Landstände anderen Dingen. Angesichts von Brennstoff- und Kohlenmangel, Lebensmittelknappheit und steigender Preise für Grundnahrungsmittel galt es in erster Linie, die Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen. In den ausgiebigen Verhand-



Prof. Dr. Gustav Krüger (1862–1940), Theologe und Kirchenhistoriker. (Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

lungen über die Haushaltsvoranschläge konzentrierten sich die Diskussionsbeiträge der Parlamentarier daher vor allem auf die Probleme der hessen-darmstädtischen Landwirtschaft und auf Verteilungsfragen. Die Bedürfnisse der Landesuniversität, die in früheren Jahren ausgiebig und durchaus kontrovers in der Zweiten Kammer debattiert worden waren, kamen dagegen nicht zur Sprache.

Diese Entwicklung wurde an der Universität mit Sorge betrachtet. Der Theologe Gustav Krüger brachte die hier herrschenden Befürchtungen 1916 in einer Denkschrift zum Ausdruck.⁸ Darin hielt er u.a. fest, dass das Interesse des Großherzogs und der Regierung für die Leistungen und die Bedürfnisse der Landesuniversität durchaus größer sein könne. In Bezug auf die Bewilligung des Universitätsbudgets fand er deutliche Worte: „Wie schwer es aber hält, bei den Kammern für Zwecke, deren Förderung den Abgeordneten im allgemeinen ferner liegt, Mittel flüssig zu machen, weiß Jeder, der die Verhandlungen über den Staatshaushalt längere Zeit zu verfolgen Gelegenheit genommen hat. Für

Landwirtschaft und Tierheilkunde, für neue Anstalten zur Linderung der leiblichen Nöte der leidenden Menschheit sind bei einigem guten Willen und Anwendung des nötigen Nachdrucks immer noch Mittel zu haben. Aber schon die Bewilligung größerer Summen für die Ausstattung der wissenschaftlichen Institute, zumal der Universitätsbibliothek, stößt regelmäßig auf Schwierigkeiten. Daß vollends den Professoren für wissenschaftliche Untersuchungen, Reisen und Veröffentlichungen, ohne die sie ihre Kulturarbeit nicht verrichten können, Staatsmittel zur Verfügung gestellt werden müssen, dafür ist das Verständnis nur selten zu finden“.⁹ Die Denkschrift Krügers stieß bei den Universitätsmitgliedern auf allgemeine Zustimmung und Rektor Friedrich Wilhelm Sievers sandte ein Exemplar davon am 19. Mai 1916 an Innenminister von Hombergk zu Vach. Er verband damit die Hoffnung, dass die kritischen Anmerkungen Krügers im Ministerium Gehör finden würden.¹⁰ Ob und wie die Regierung hierauf reagierte, ist nicht bekannt. Ein größeres Interesse für die Universitätsangelegenheiten war zunächst nicht festzustellen.

Stattdessen ergriff man an der Universität Schritte, auf anderem Wege Unterstützung zu erhalten. Ein Jahr nach Erscheinen der Denkschrift und damit noch während des andauernden Kriegsgeschehens beschloss der Gesamtsenat der Universität Gießen Ende Juli 1917, auf Anregung der Professoren Ludwig Schlesinger und Wilhelm Horn, einen Ausschuss zur Gründung einer Vereinigung zur Förderung der Landesuniversität einzusetzen. Vorbild hierfür waren die kürzlich an den Hochschulen in Bonn, Erlangen und Halle errichteten akademischen Fördervereine. Der Ausschuss bestand aus insgesamt sieben Professoren, den Vorsitz übernahm der Germanist Otto Behaghel.¹¹ Bereits am 4. August 1917 fand die erste Besprechung statt. Tatkräftige Unterstützung fand das Projekt in der Person des Justizrats, Rechtsanwalts und Gießener Landtagsabgeordneten Wilhelm Grünewald, der mit seinen Verbindungen wertvolle Kontakte zu potentiellen Mäzenen knüpfen konnte.¹² In nur wenigen Sitzungen wurde der Entwurf für eine Satzung erarbeitet und eine Denkschrift verfasst, die Ende Dezember 1917 ge-

druckt vorlag.¹³ Mit diesem zielstrebigem Vorgehen reagierten die Ausschussmitglieder auf die Herausforderungen, die sich am Ende des Ersten Weltkriegs abzeichnen begannen. Angesichts der wirtschaftlichen Probleme des Staates und der Erfahrungen während der Kriegsjahre war abzusehen, dass die Universitäten nach Kriegsende neben der staatlichen Finanzierung mehr denn je für eine ausreichende Ausstattung auf weitere Mittel angewiesen sein würden. Hinzu kam der zu erwartende Zustrom von aus dem Heeresdienst entlassenen Studenten. Durch die Erfahrungen des Krieges war zudem der Wunsch nach einer Verbindung von Wissenschaft und Technik, von Wissenschaft und Industrie geweckt worden.¹⁴ Hiervon versprach man sich nicht nur eine Gewinnung von Förderern für die Universität, sondern auch eine stärker praktisch orientierte Ausbildung der Studierenden. Für Gießen kam als weiteres Argument für die Not-

wendigkeit einer Fördervereinigung die befürchtete Konkurrenz der 1914 neu gegründeten Stiftungs-Universität Frankfurt hinzu. Um hier wettbewerbsfähig zu bleiben, sollte die hessen-darmstädtische Landesuniversität für den Unterhalt und Ausbau ihrer Institute und Seminare Unterstützung erhalten. Diese Überlegungen spiegeln sich in der Satzung der Gießener Hochschulgesellschaft wider. Gemäß Paragraph 2 war der Zweck der Gesellschaft die Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben, die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung und die Förderung der Universität Gießen.¹⁵ Im Kern sind dies noch heute die Ziele der Gießener Hochschulgesellschaft.

Diese Ideen fanden rasch Zustimmung bei der Bürgerschaft von Gießen, der Stadtverwaltung, bei der Großherzoglichen Staatsregierung in Darmstadt und bei Vertretern der Wirtschaft.



Ansicht der Medizinischen Klinik (Teilansicht), in deren Hörsaal im Februar 1918 die Gründungsversammlung der Hochschulgesellschaft stattfand. (Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

Nur wenige Monate nach Einrichtung des Ausschusses konnte am 21. Februar 1918 die Versammlung zur Gründung der „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft)“ im Hörsaal der Medizinischen Klinik stattfinden. An der Gründungsversammlung nahmen ca. 90 Personen teil, darunter zahlreiche Persönlichkeiten aus Handel und Industrie vor allem aus Gießen, Wetzlar, Offenbach und Mainz.¹⁶ Mit der Verabschiedung der Satzung und der Wahl des Vorstands und des Verwaltungsrats war die Gießener Hochschulgesellschaft rechtskräftig ins Leben getreten. Obwohl bei der Gründung der Hochschulgesellschaft im vierten Kriegsjahr allenthalben Not herrschte, war die Hilfsbereitschaft für die Universität Gießen groß. Das Kapital der Gesellschaft setzte sich aus den Beiträgen der Mitglieder sowie aus Stiftungen und Schenkungen zusammen. Eine Mitgliederliste vom 1. April 1918 weist über 300 Einträge aus,¹⁷ das aus Spenden entstandene Startkapital der Hochschulgesellschaft betrug am Gründungstag bereits 357.055 Mark. Mit diesen Mitteln konnte die Gesellschaft schon in den ersten Jahren ihres Bestehens eine Reihe von Fördermaßnahmen für die Universität durchführen, wozu u.a. der Ankauf des Hauses Ludwigstraße 19 gehörte, das noch heute der JLU zur Verfügung steht.

Anmerkungen:

¹ Paul Gisevius, Akademische Rede zur Jahresfeier der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität am 1. Juli 1918, Gießen 1918, S. 21.

² Vgl. Verhandlungen der Zweiten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen in den Jahren 1914/16, 36. Landtag, Drucksachen Bd. 1, Darmstadt 1916, Drucksache Nr. 36.

³ Verhandlungen der Zweiten Kammer der Landstände des Großherzogtums Hessen in den Jahren 1914/17, 36. Landtag, Protokolle, Bd. 1, Darmstadt 1916, S. 323.

⁴ Ebenda, Bd. 2, Darmstadt 1918, S. 783 und S. 1376.

⁵ Universitätsarchiv Gießen (künftig: UAG), Theol A 1.

⁶ So führte der Direktor des Mathematischen Kabinetts in seinem Bericht vom 9. Mai 1915 aus: „Der bisherige Kredit von 600 M. für die Bedürfnisse des Mathematischen Kabinetts genügte in den letzten Jahren nicht mehr, um auch nur die allerwichtigsten Neuerscheinungen der mathematischen Literatur zu beschaffen und die großen Lücken in den älteren Beständen der Bibliothek auszufüllen. Auch die Modellsammlung bedarf dringend einer Ergänzung. Es war daher bereits in dem Voranschlag für 1915 eine Erhöhung des Kredits auf 700

M. beantragt. Eine Herabsetzung des bisherigen Kredits erscheint also ganz ausgeschlossen“. UAG Allg. Nr. 425.

⁷ Verhandlungen der Zweiten Kammer (wie Anm. 3), S. 323, und Verhandlungen der Zweiten Kammer (wie Anm. 4), S. 652.

⁸ Gustav Krüger, Denkschrift über die Stellung der Landesuniversität und ihrer Professoren im hessischen Staatswesen, in: UAG PrA Nr. 2076.

⁹ Ebenda, S. 9 f.

¹⁰ UAG PrA Nr. 2076.

¹¹ Vgl. UAG PrA Nr. 2048.

¹² Für sein Engagement verlieh ihm die Universität Gießen zwei Jahre nach Gründung der Hochschulgesellschaft am 15. November 1920 die Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät. In der Laudatio wurde Wilhelm Grünewald als Förderer der Universität gewürdigt, „der sich in richtiger Erkenntnis ihrer vielseitigen und großen Aufgaben allzeit bereitwilligst und erfolgreich für ihre Bestrebungen und Bedürfnisse eingesetzt und sich als ihr bewährter Gönner unbegrenztem Dank erworben“ habe. UAG Med G 5. Mit diesem Schritt setzte sich die Universität über Bedenken hinweg, die im März 1918 aus Anlass der Gründung der Hochschulgesellschaft im Landtag geäußert worden waren. Es war u.a. Innenminister von Hombergk zu Vach, der bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen hatte, dass die hohe akademische Auszeichnung des Ehrendoktors nur für wissenschaftliche Leistungen, nicht aber für reines Mäzenatentum verliehen werden solle. Verhandlungen der Zweiten Kammer (wie Anm. 4), S. 1376.

¹³ UAG PrA Nr. 2048.

¹⁴ In der Denkschrift zur Gründung einer Gesellschaft von Förderern der Universität wurde die Notwendigkeit einer mehr auf die Praxis bezogenen Ausbildung der Studierenden deutlich in Verbindung zu den durch den Krieg bedingten technischen Neuerungen gebracht: „Unsere mathematischen und naturwissenschaftlichen Lehrinrichtungen und Lehrmittel reichen nicht aus, um den Studenten eine richtige Vorstellung von den neuesten Errungenschaften unserer Technik zu geben, von all den neuen Erkenntnissen, die die Grundlagen unserer Erfolge im Kriege, unserer militärischen Überlegenheit nicht minder wie unseres Durchhaltens geworden sind. Wir erinnern nur an die Ausbildung unserer Waffentechnik, an die U-Boots-Probleme, an Luftfahrt und Flugwesen, und andererseits an die Chemie der Sprengstoffe, an die Stickstoff-Gewinnung, an die Fragen der rationellen Ausnützung der Naturkräfte und an die gesteigerte Gewinnung und Verwertung der Bodenschätze“. UAG PrA Nr. 2048, Denkschrift, S. 7.

¹⁵ UAG PrA Nr. 2048, mehrere Entwürfe der Satzung.

¹⁶ Vgl. Bericht im „Gießener Anzeiger“ vom 22. Februar 1918.

¹⁷ Mitgliederliste enthalten in: Bericht über die Gründung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft), UAG PrA Nr. 2049.

Kontakt:

Eva-Marie.Felschow@admin.uni-giessen.de



Sascha Feuchert

Literarisches Leben in Gießen 1918 und die Gießener Hochschulgesellschaft – ein kursorischer Blick

Das Leben war mehr als nur beschwerlich geworden in diesem letzten Kriegsjahr, von dem man lange nicht wissen sollte, dass es wirklich das letzte war: Gießen zählte 33.000 Einwohner und die litten wie der Rest des Reiches unter den immensen Kriegsverlusten und vor allem unter der englischen Hungerblockade, die deutliche Wirkung zeigte. Steckrüben wurden zu einem Hauptnahrungsmittel, das schon bald keiner mehr sehen oder auch nur riechen mochte. Und die Lage verschlimmerte sich zusehends: Noch einmal wurde an der Westfront eine deutsche Offensive gestartet, um das Unvermeidliche noch abzuwenden – doch am 12. Juni wurde der deutsche Vorstoß gestoppt und ab Juli zeichnete sich die drohende militärische Niederlage nur allzu deutlich ab. Dazu kündigte eine harmlos klingende Meldung im Gießener Anzeiger vom 29. Mai 1918 die nächste Katastrophe an: Von einer Epidemie in Spanien war da die Rede, die freilich längst auch den Rest der Welt erfasst hatte – aber die militärische Zensur hatte verhindert, dass dieses Wissen allgemein wurde. Nur wenige Wochen später sollte diese rätselhafte Krankheit auch Oberhessen mit voller Wucht erreichen und wahrscheinlich bis zu 170 Menschenleben kosten.¹ Die „spanische Grippe“, die so spanisch nicht war, wütete vor allem auch unter den Kriegsgefangenen in Gießen; das hiesige Lager sollte darüber zu trauriger Berühmtheit gelangen.²

Inmitten all dieser schwierigen Umstände scheint es kaum vorstellbar, dass sich ein literarisches Leben in der Universitätsstadt entfalten konnte. Und doch: Es gab gleich eine ganze Reihe von Institutionen, die sich der Pflege der Literatur verschrieben hatten – wenngleich diese Bemühungen oft unter national(istisch)en Vorzeichen standen. Natürlich war es vor allem das Stadttheater, das hier tätig war: Naturalis-

tisches (etwa „Jugend“ von Max Halbe) stand 1918 ebenso auf dessen Programm wie Religiös-Pathetisches (z.B. „Glaube und Heimat“ von Karl Schönherr) oder Klassisches (wie „Othello“ von William Shakespeare). Und selbstverständlich wurde auch das Nationale direkt gefördert, wie der Gießener Anzeiger im Januar des Jahres vermeldet: „Am Vorabend von Kaisers Geburtstags [...] findet eine Aufführung von Paul Heyses bekanntem Schauspiel ‚Colberg‘ statt, deren Reinertrag einem kriegswohltätigen Zwecke zugeführt wird. Die Vorstellung wird unter Spielleitung von Direktor Steingoetter aufs sorgfältigste vorbereitet und gewinnt dadurch noch besondere Anziehungskraft, daß Herr Matthieu Pfeil, das beliebte und bekannte Mitglied des Frankfurter Schauspielhauses, in der Rolle des Nettelbeck gastieren wird.“³ Das Stück wurde denn auch zum vollen Erfolg – für das Theater und die kriegswohltätigen Zwecke.

Daneben standen nicht selten Komödien auf dem Spielplan der Gießener Bühne – nur selten übrigens zur ungeteilten Freude der Rezensenten des Lokalblattes, denen die Lustspiele offenbar nicht recht in die harten Zeiten zu passen schienen, auch wenn das Publikum gerade solche Stücke „reichlich beklatscht[e]“. So kritisierte etwa der Gießener Anzeiger vom 11. Februar 1918 eine Inszenierung von Ernst von Wolzogens Drama „Ein unbeschriebenes Blatt“: „Die Direktion hat auf ein stark verblaßtes Stück zurückgegriffen und hat uns damit vor Augen geführt, daß unser Welt- und Lebensgefühl zur Dürftigkeit dieser Kunst kein Verhältnis mehr hat. Was wir fordern, sind Menschen in menschenmöglichen Situationen. Davon war in diesem Stück nicht viel zu verspüren. Stattdessen: Schwankmotive ältester Fassung und eine Enge des Gesichtsfelds, die kein Witz überkleiden konnte.“

Zu lachen gab es denn auch in der Realität immer seltener etwas, denn auch der Theaterbetrieb litt immer wieder unter kriegsbedingten Einschränkungen: Am 14. Januar 1918 etwa meldete der Gießener Anzeiger, dass man das Theater bis auf weiteres nicht mehr heize, um Kohlen zu sparen – nur eine Vorstellung für die kriegsbeschäftigte Arbeiterschaft werde es in der betreffenden Woche noch gegeben. Und manches mal brachen auch die aktuellen Meldungen von den Fronten in die Aufführungen ein – so hielt Direktor Steingoetter am 11. Februar vor dem Beginn einer Vorstellung eine „poetische Ansprache“⁴, um den Separatfrieden mit Russland gebührend zu würdigen. Auch nach dem Ende des „großen Krieges“ versuchte sich das Theater unter erschwerten Bedingungen an der Unterhaltung und Ablenkung der schwer traumatisierten Menschen: Für die rückkehrenden Soldaten des in Gießen heimischen Infanterie-Regiments 116 veranstaltete man z.B. einen speziellen Tanzabend mit Nelli Knappe – und Direktor Steingoetter hielt erneut ein „poetisches“ Geleitwort bereit.

Doch war das Stadttheater beileibe nicht die einzige Einrichtung, die in der Stadt das literarische Leben aufrecht erhielt: Trotz vieler Einschränkungen gab es in Gießen auch während des Krieges viele geöffnete Buchhandlungen, die die Grundversorgung mit Lesestoff sicherstellten – und das trotz kräftig steigender Buchpreise, die sich dem Rohstoffmangel verdankten. Nach Kriegsende schien der Bedarf der Kunden an Büchern sogar noch zu steigen, immer wieder wurden deshalb von den Buchhändlern per Annoncen Aushilfen gesucht. Bewerben konnte sich freilich nicht jeder: Die Buchhandlung Schneider (Neuen Bäu 3) etwa suchte im Dezember 1918 in einem Inserat einen „braven Schüler“ für eine „leichte Beschäftigung“.⁵

Besonders die Bibliotheken waren es aber, die die Gießener in großer Zahl mit Literatur versahen. Der „Lesehallen-Verein“, der von der Stadt, dem Kreis, der Sparkasse und dem Konsumverein finanziell unterstützt wurde, konnte für das Jahr 1917 vermelden, dass in seinen „Anstalten“ immerhin 27.554 Bände ausgelie-



Bibliothekshäuschen des Lesehallenvereins am Selterstor.

(Foto: Stadtarchiv Gießen/Dr. Ludwig Brake)

hen worden waren. Das war, so der Schriftführer des Vereins im Gießener Anzeiger vom 26. März 1918, zwar ein leichter Rückgang im Vergleich zum Vorjahr, aber man war dennoch zufrieden, zumal man ohnehin nicht viel hielt von einer „wahllose[n] Lesesucht“, die sich „aus der Erregung der Zeit“ erkläre, für „die Bildung der Menschen aber unfruchtbar“ sei. „Immerhin“, so der Vereinsvertreter, dessen Name die Geschichte leider verschluckt hat,⁶ weiter, „stellen wir fest, daß auch, wer nur zum Zeitvertreib liest, ein wirklich wertloses Buch nicht in die Hand bekommt und daß die Klassiker und die Prosadichtungen des vorigen Menschenalters (G. Keller, G. Freytag, Th. Storm, M. von Ebner-Eschenbach) immer im Umlauf gewesen sind.“ Mit Stolz teilte er auch mit, dass man die Angehörigen des im Felde stehenden 116er-Regiments wieder mit einer Auswahl aus den Sammlungen hatte versorgen können. Um die in Gießen befindlichen verwundeten Frontkämpfer kümmerte sich indes noch ein anderer Verein („Bücherei für Verwundete“), der im Juli 1918 das Gießener Bürgertum um Geldzuwendungen und Buchspenden („womöglich gebunden“) bitten musste, da die eigenen Mittel und Vorräte zuneige gingen: „Es wird erbeten: erzählende Literatur jeder Art, Volksschriften (Gotthelf, Frommel, Horn, Nieritz usw.), Indianergeschichten, Kriegsbücher, Klassiker, Geschichtliches, Naturgeschichtliches (z.B. Kosmos). Besonders dankbar wäre die Bücherei für Schriften von Bloem, Dahn, Ebers, Freytag, Herzog, Löns, Skowronnek, Horn, für Hauffs Lichtenstein, Scheffels Eckehard.“⁷ Für die Abgabe der Geldspenden gab die Bücherei eine Adresse an, die in Gießen stadtbekannt war – und auch zentral für das literarische Leben der Universitätsstadt: die Hofmannstraße 10. In dem großzügigen Haus wohnte Gießens bedeutendster Germanist, Prof. Dr. Otto Behaghel, der nicht nur als Sprachwissenschaftler und Mediävist Berühmtheit erlangte, sondern in der Stadt auch unablässig unterwegs war, um der Literatur ein Forum zu verschaffen. Auch in seiner universitären Lehre war er der „neueren deutschen Literatur“ durchaus zugetan.⁸ In seinem Wirken als – wie wir heute sagen würden – „Literatur-

vermittler“ waren seine Interessen noch breiter gestreut: Für die „Deutsche-Dichter-Gedächtnisstiftung“, einer 1901 gegründeten Vereinigung, die vor allem auch durch die Verbreitung vermeintlich „gesunder Volksbücher“ von sich reden machte, eröffnete der Geheime Rat im Oktober 1918 in der Neuen Aula einen hesischen Dichterabend.¹⁰ Im Mittelpunkt standen mit Wilhelm Holzamer, Alfred Bock und Kasimir Edschmidt vor allem bekannte Namen, doch brachten der Gießener Regisseur Karl Volck und der Frankfurter Schauspieler Willi Umminger auch die heute unbekannteren Dichter Else Leuchs und Wilhelm Walther zu Gehör. Die Lesung war offenbar ein voller Erfolg, jedenfalls schwärmte der Rezensent des Gießener Anzeigers geradezu von den Vortragskünsten vor allem Ummingers, der „mit warmer biegsamer Stimme die lyrischen Gestaltungen nach[bildete]“.¹¹

Doch Otto Behaghel hatte für literarische Themen noch eine weitere Plattform gefunden: Als Mitbegründer und Vorstand der im Februar 1918 offiziell ins Leben gerufenen Hochschulgesellschaft¹² war er dafür mitverantwortlich, dass Literatur auch im Rahmen der überaus erfolgreichen „Vortragsreihe über Auslandskunde“ der GHG ihren Platz erhielt: So sprach am 26. September des Jahres Prof. Dr. Georg Jacob (Kiel) über die „Literatur der osmanischen Türkei“¹³ und der Gießener Lektor für englische Sprache, Dr. Max Freund, analysierte am 9. Dezember die „Unabhängigkeitsbestrebungen der Irländer im Spiegel ihrer Literatur“. Trotz Krieg, trotz Hungersnöten, trotz Spanischer Grippe: Gießen hatte auch 1918 ein überaus interessantes literarisches Leben, aus dem hier nur ein kleiner Ausschnitt gegeben werden konnte. Noch Vieles aus dieser Zeit wäre zu erzählen und zu erforschen, so etwa die verzweifelt wirkende Anzeige eines „jungen Schriftstellers“, der im Januar 1918 eine „geeignete Tätigkeit“ suchte, oder die Geschichte des erfolgreichen Gießener Verlags Emil Roth und seiner „Forsthaus-Falkenhorst“-Reihe für junge Leser, oder das Wirken des „wissenschaftlichen Privatzirkels“ der Ulrike Pfälzler-Müller, die junge Mädchen auch literarisch fortbilden wollte ...

Anmerkungen:

¹ Vgl. <http://www.ohg-giessen.de/pressespiegel/gaz/20070210.html> (23.3.2018)

² Ebd.

³ GA, 21. 1. 1918. Die Ausgaben des Gießener Anzeigers zwischen 1914 und 1918 sind in den „Digitalen Gießener Sammlungen“ der Universitätsbibliothek Gießen vollständig durchsuchbar (<http://sammlungen.hebis.de/ubg-ihd-zuz/periodical/titleinfo/1223822>).

⁴ GA, 12. 2. 1918.

⁵ GA, 14. 12. 1918.

⁶ Vermutlich hatte der Bibliothekar und Assistent am Proseminar für klassische Philologie, Dr. Robert Fritzsche, das Amt zu diesem Zeitpunkt inne.

⁷ GA, 23. 7. 1918.

⁸ Am Haus in der Hofmannstraße 10 erinnert eine Gedenktafel an Otto Behaghel.

⁹ Gerade zwischen 1917 und 1919 bot Behaghel Lehrveranstaltungen nicht nur zur Literaturgeschichte ab dem 15. Jahrhundert an, sondern auch zur Literatur des 18. Jahrhunderts. Vgl. z.B. Vorlesungsverzeichnis der

Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen: Wintersemester 1918/19, <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2007/4414/>

¹⁰ Die Stiftung, die in Hamburg-Großborstel ihren Sitz hatte, kündigte für Gießen noch drei weitere Dichterabende an: Im Dezember 1918 sollte ein Abend der Gedächtnisfeier für im Krieg gefallene Dichter gewidmet werden, im Februar 1919 standen „Frauensicksale, Frauenseligkeit und Frauenleid im Spiegel der deutschen Dichtung“ auf dem Programm und im März veranstaltete man einen Abend für Gottfried Keller. Vgl. die Anzeige im GA, 19. 10. 1918.

¹¹ GA, 25. 10. 1918.

¹² Vgl. GA, 22. 2. 1918.

¹³ GA, 26. 9. 1918.

Kontakt:

Sascha.Feuchert@germanistik.uni-giessen.de

Peter Reuter

Dezember 1918. Ein Geschenk an die Universitätsbibliothek

1. Ein Geschenk im Dezember 1918

Das letzte Jahr des Ersten Weltkriegs war, glaubt man den wenigen überlieferten zeitgenössischen Dokumenten, für die Universitätsbibliothek der Ludwigs-Universität lange Zeit offenbar von beständiger Alltagsroutine geprägt und frei von aufsehenerregenden Ereignissen. Die seit dem Jahr 1876 überlieferte, meist vom amtierenden Direktor geführte handschriftliche Chronik erstreckt sich im letzten Kriegsjahr über insgesamt knapp acht Seiten, wobei die Einträge sich nicht immer ganz genauen Daten zuordnen lassen. Neben recht ausführlichen statistischen Angaben zum Bibliotheksetat und zur Benutzung der Bibliothek, beides kriegsbedingt auf eher geringem Niveau angesiedelt, fehlen natürlich auch nicht unmittelbar kriegsbezogene Nachrichten, etwa beim Vermerk vom 19. April, dass die Bibliothek des Albert Klein, „Oberlehrer an der hiesigen Oberrealschule“ und am 12. Februar 1915 als „Leutnant der Landwehr gefallen“, der Universitätsbibliothek „einverleibt“ wurde. Jedoch gibt es einen auf den ersten Blick unscheinbaren Eintrag des damaligen Direktors Ludwig Noack kurz nach Ende des Krieges, der für die Sammlungsgeschichte der Gießener Universitätsbibliothek von eminenter Bedeutung ist und dessen wissenschaftshistorische Relevanz erst Jahrzehnte später erkannt wurde. Der Eintrag ist vom 1. Dezember 1918 datiert und lautet (in der Abbildung die letzten beiden Zeilen auf der linken und die ersten drei Zeilen auf der rechten Seite):

„Die nachgelassene Bibl. des kürzlich hier verstorbenen emeritierten Königsberger Professors Dr. Ludwig Stieda wird uns überwiesen. Sie enthält auf 150 laufenden m. etwa 4.000 Bände und sehr zahlreiche kleinere Schriften.“

Ludwig Stieda war am 19. November 1918 in seiner Villa in Gießen gestorben, und man kann davon ausgehen, dass die Familie sich über die Bedeutung des Nachlasses nicht ganz im Klaren war – vor allem nicht über das, was sich in dem Nachlass verbarg und nicht von Stieda selbst stammte.

2. Ludwig Stieda und Karl Ernst von Baer

Christian Hermann Ludwig Stieda, geboren am 7. November 1837 in Riga, war ein bekannter Anatom und Anthropologe, der 1875 ordentlicher Professor für Anatomie an der Universität Tartu und von 1885 bis 1912 ordentlicher Professor für Anatomie an der Universität Königsberg war. Seit 1886 war Stieda Mitglied der Leopoldina und seit 1904 korrespondierendes Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg. Nach eigenen Angaben lernte Stieda im Jahr 1867 in Dorpat einen anderen bedeutenden Vertreter der deutschbaltischen Intelligenz kennen, Karl Ernst von Baer, den „Humboldt des Nordens“, Verfasser zahlreicher Schriften und hoch geehrtes Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien.

Karl Ernst Ritter von Baer (1792 bis 1876) war einer der bedeutendsten Naturforscher des 19. Jahrhunderts, dabei hochgradig vernetzt und an den großen Wissenschaftsdiskursen seiner Zeit aktiv beteiligt. Geboren wurde er im Gouvernement Estland des russischen Zarenreiches in einer deutschbaltischen Familie. Baer studierte ab 1810 Medizin und Naturwissenschaften an der Universität Dorpat (heute Universität Tartu in Estland), nach der Promotion (1814) dann in Wien, Berlin und Würzburg (1815–1816). Seit dem Jahr 1817 arbeitete er in Königsberg, zuerst als Prosektor und später als au-

1918
OKI.

21.

Ignaz Doherty wird von der General-Abtheilung als
 beidseitig offenkundig Lieferungsverstoß befaßt.

Alt-Maschinenbau von Herrn Dr. Völsch tritt ein. Carl Omann
 geboren * 9. IX. 1885 in Gießen als Nachfolger des Verstorbenen
 Herr Dr. Völsch. Die für die verschiedenen Maschinenwerke
 beauftragt, aber 12 Tage in der Rückoffenen Lieferungsverstoß
 nicht mehr seit 1. VII. 1918. Infolge der im Jahr 1917 der
 Reichsregierung gewährten Zuschüsse für die im Jahr 1917
 durch den Krieg verursachten Verringerung von 8 - 10% und 2x nachträglich von
 3 - 6% die Verringerung erfüllt für 120.000 in Monat
 im November 1918. Die Zahl der im Jahr 1918
 von im Ganzen 699 Personen, im Jahr 1917 746
 und übersteigt die Zahl in 50 mal übersteigt. Die Zahl der
 beauftragten. Neben der 493 einseitigen Personenn
 183 nicht zum Lieferungsverstoß gerechnete Personen, 82
 in der Zahl von 228 Maschinen (15,2 von der Zahl der
 Lieferungsverstoß. 29 st. theol. (21,2%)
 27 st. jur. (25,4%), 4 st. med. (11,4%), 4 st. med. vet. (2,9%)
 8 st. med. dent., 2 st. pädag. (4,0%), 4 st. forst (7,4%), 20 st. agr.
 (13,2%), 12 st. arch. (15,4%), 4 st. phil. (9,5%), 48 st. phil. rec. (32,7%)
 9 st. philos. (24,8%), 14 st. res. vet. (20,3%), 6 st. hist. (37,5%), 0 st.
 phoen., 7 st. chem. (14,6%) u. 1 Hospitanten (50%).

25. XI

Bibl. - Gütliche Seite wird zur Preisveränderung - Kommiss. über.

27. 11.

Das Übergangsministerium ist für die Zeit der Deutschen Reichs-Verfassung dem
 Landes- und Landes-Gymnasium zur Verfügung gestellt. Nachmittags
 dient es als Lesesaal, da die Kohlenknappheit nur die Heizung
 des Lehrsaal - Zimmers gestattet.

1. 12.

Der bisherige Ausleihenverwalter (steht in einem Brief vom 16. 11 mit, daß er
 mit Abbruch des Krieges nicht auf seinem Posten zurückkehren wird)

11.

Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Hopding u. Direktor Parsons,
 Johann Parsons übernahm auf
 der Front des Reichs-Verstoß für die Reichs-Verstoß-
 führung übernahm die Reichs-Verstoß führung
 Alt-Verstoß führung von Reichs-Verstoß führung. Die
 führung im Dillenburg Platz.
 Die Reichs-Verstoß führung führung führung führung
 führung führung führung führung führung führung führung

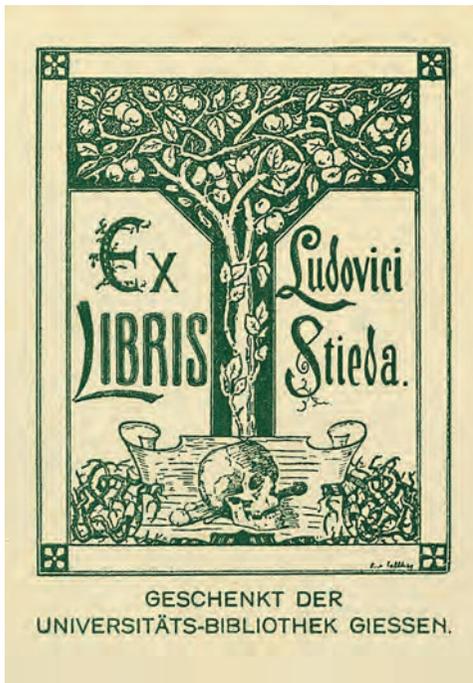
Berordentlicher (1819) und ordentlicher Professor (1822–1834) für Zoologie, ab 1826 für vergleichende Anatomie und Physiologie. Im Jahre 1827 beschrieb er das Säugetier-Ei und machte damit seine erste bahnbrechende Entdeckung. Bekannt wurde er außerdem durch seine geographischen Expeditionen, u.a. ins arktische Eismeer. Daneben wirkte er auch in zahlreichen weiteren Disziplinen wie der Anthropologie, Ethnographie und Geographie. Trotz seiner wissenschaftlichen Vielseitigkeit galt der Schwerpunkt seiner Forschungen theoretischen Fragen der Embryologie und Morphologie. In seiner *Entwicklungsgeschichte der Thiere*, die in zwei Teilen 1828 und 1837 erschien, sowie in zahlreichen späteren Schriften lieferte Baer einen eigenständigen Beitrag zur Evolutionstheorie. Baer kritisierte die sog. Rekapitulationstheorie, nach der die Organismen in bestimmten Stadien ihrer Entwicklung ihren Vorfahren ähneln, weil sie aus ihnen entstanden sind. Baer zufolge ist die Embryonalentwicklung eine zunehmende, reine Differenzierung, die zu immer größerer Spezifikation und

damit auch Zunahme an Autonomie und Komplexität führt („Baersche Regel“), was letztlich eine zielgerichtete Entwicklung nahelegt. Mit der teleologischen Intention blieb Baer trotz aller evolutionstheoretischen Nähe in Distanz zum darwinistischen Ansatz.

3. Nachgeschichte und heutiger Stand

Baers Nachlass wurde auf Wunsch der Familie geteilt. Der größte Teil der wissenschaftlichen Arbeiten befindet sich heute im Archiv der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Die Familienkorrespondenz (ca. 700 Briefe) wird im Archiv des Historischen Museums in Tallinn/Estland aufbewahrt. Die wissenschaftliche Korrespondenz und andere wissenschaftliche Materialien befinden sich in der UB Gießen. Neben vielen eigenen Büchern und anderen Werken aus Stiedas Bibliothek war dieser Teil des wissenschaftlichen Nachlasses Baers in der Schenkung der Familie Stieda enthalten.

Offenbar war die Beziehung zu Baer in dessen letzten Lebensjahren so eng, dass Stieda zum (Mit-)Verwalter des Nachlasses avancierte, denn, so schreibt Stieda, „die Familie Baer [hat mir] mit grosser Liberalität und Vertrauen die Benutzung des hinterlassenen literarischen Materials und der Briefschaften gestattet“. Bereits in Dorpat hatte Stieda mit der Verzeichnung des Nachlasses begonnen. Als er 1885 auf eine Professur in Königsberg wechselte, nahm er den Nachlass teil mit, den er offenbar auch ergänzte. Zum St. Petersburger Nachlass teil erstellte Stieda ein knappes Inventar, das 1895 publiziert wurde. Nach seiner Emeritierung 1912 verließ Stieda Königsberg und zog mit dem Material nach Gießen. Beim Brand von Stiedas Villa im Jahr 1918 konnte offenbar der gesamte Baer-Nachlass teil geborgen werden, wenn auch an einigen Stücken erkennbare Brandspuren zurückblieben. Die Familie selbst ging später allerdings davon aus, dass alles verbrannt sein müsse. Dies erklärt, warum Baers Nachlass bald in Vergessenheit geriet, vielleicht schon als die Familie im Dezember 1918 entschied, Stiedas Nachlass der UB Gießen zu schenken. 1919 stellte die Bibliothek zur Katalogisierung der Bibliothek Stiedas eine eigene Fachkraft mit Russisch-Kenntnissen ein, so die



Exlibris Ludwig Stieda

handschriftliche hausinterne Chronik. Dabei wurden die Bücher aus dem Besitz Stiedas mit einem eigenen Exlibris versehen.

Das insgesamt 19 Kapseln umfassende Material zu Baer ordnete man unter die Handschriften ein (Hs 608/100). Im Jahr 1942 wurde der Bestand an verschiedene Orte im Gießener Umland ausgelagert. Als man die historischen Bestände nach der Zerstörung der alten Bibliothek in der 1959 neu errichteten Universitätsbibliothek aufstellen wollte, war zunächst nur eine Schachtel aufzufinden. Der Nachlass galt als verloren. Im Jahr 1971 entdeckte man im Rahmen eines von der Thyssen-Stiftung finanzierten Katalogisierungsprojektes zur Erschließung von Briefen des 19. Jahrhunderts auch die weiteren Stücke wieder. Eine Arbeitsgruppe der Bibliothek ging dann daran, die Briefe alphabetisch zu ordnen und grob zu verzeichnen. Später begann Vello Kaavere (1936–1994), ein Mitarbeiter der Estnischen Akademie der Wissenschaften, mit einer genaueren Erschließung, die nach seinem Tod von Erki Tammiksaar abgeschlossen wurde. Viele bislang noch nicht identifizierte Korrespondenten konnten dabei zusätzlich ermittelt werden. 1999 wurde das Findbuch publiziert (<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2006/3650/>). Seitdem waren erstmals differenziertere Aussagen zum Nachlassinhalt möglich, und der Nachlass gehört seitdem zu den meistangefragten der Universitätsbibliothek. Darin enthalten sind auch die schon 1843 von Baer zusammengestellten „Materialien zur Kenntnis des unvergänglichen Boden-Eises in Sibirien“. Das Typoskript des fertigen Textes, der zu den Grundlagentexten der Permafrostforschung gehört, blieb unveröffentlicht. Nur zwei Fassungen sind weltweit erhalten, eine davon in Gießen, die 2001 publiziert wurde (<http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2006/3649/>).

Bei der Arbeit am Findbuch erkannte man bald, dass insbesondere das gebundene Briefmaterial grundlegend restauriert und dauerhaft gesichert werden muss, was seit 2012 schrittweise mit Mitteln der UB und der großzügigen Unterstützung der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) durch eine Restauratorin erfolgt. Die Arbeiten an den betroffenen 20 Bänden konnten Mitte 2018 abgeschlossen werden.

Baers beeindruckende, hochgradige Vernetzung in und mit verschiedenen Gesellschaftsgruppen und Personen seiner Zeit wird vor allem durch seine umfangreiche Korrespondenz belegt. Sie umfasst Briefe an Botaniker, Zoologen und Anatomen in Europa und Russland, engere Freunde, Professoren der Universität Dorpat/Tartu, estnische Landsleute sowie Einladungen und Empfehlungen innerhalb St. Petersburgs. Mit den 4.400 Briefen verfügt die UB Gießen über den weltweit größten, zudem unikalen, zusammenhängenden und geschlossen geordneten Bestand der Korrespondenz von Karl Ernst von Baer. Etwa 3.800 der Briefe sind an Baer gerichtet, etwa 600 von Baer verfasst sowie 53 unter Dritten verschickt worden. Baer korrespondierte mit mehr als 1.000 Personen auf der ganzen Welt, vor allem in Europa und hier besonders in Deutschland und Russland, aber auch in den USA, Japan und Indonesien. Nur sehr wenige Briefe des Gießener Nachlassteils sind publiziert und inhaltlich bislang ausgewertet, vieles deshalb der Forschung noch völlig unbekannt. Eine vollständige Digitalisierung der Korrespondenz und eine differenzierte Einzelererschließung der Briefe sollen im Rahmen eines DFG-Projektes erfolgen.

Kontakt:

Peter.Reuter@bibsys.uni-giessen.de



WK WOHNEN JETZT NEU BEI UNS.



Matthias
Twelsiek

Betina Sommerlad

Anett
Rönnig



INNENARCHITEKTURSERVICE

Wenn Sie eine Beratung wünschen,
dann besuchen Sie uns in der
Möbelstadt Sommerlad in der 2. Etage.

Wir freuen uns auf Ihre Kontaktaufnahme
unter: (06 41) 70 03-863 oder
innenarchitektur-service@sommerlad.de

Wenn's einer hat...
MÖBELSTADT
Sommerlad
www.sommerlad.de

35394 Gießen/Schiffenberger Tal
Pistorstraße 2, Tel. (06 41) 70 03-0

Öffnungszeiten:

Montag-Freitag 10-20 Uhr
Samstag 09:30-20 Uhr

II.2 Streiflichter aus den Fakultäten

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen

Evangelisch-Theologische Fakultät



**Prof. Dr. Samuel Eck
(1856–1919)
Dekan der Theologischen Fakultät**

Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen



Volkmar Ortman

Theologie als Moratorium des Krieges

Beim Blick in das Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen aus dem Jahr 1918 fällt unmittelbar ins Auge, wie weitreichend die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs waren: „Für die Abhaltung der Vorlesungen und Übungen der im Heere stehenden Dozenten kann keine Gewähr geleistet werden.“, heißt es gleich prominent auf Seite 1. Zwar war die Theologische Fakultät davon nicht betroffen; alle Professoren waren in der Lage, ihre Lehrveranstaltungen abzuhalten. Es dürfte allerdings eine sehr überschaubare Zahl an Studenten gewesen sein, die sich dazu einfand. Im „Verzeichnis der Studierenden“ aus demselben Jahr wird lediglich bei 17 von insgesamt 128 an der theologischen Fakultät eingeschriebenen Studenten sowie bei zwei Studentinnen eine Adresse angeführt. Bei allen übrigen – wie bei der Mehrheit der anderen eingeschriebenen Männer – wird als Aufenthaltsort lapidar angegeben „im Heere“. Die ersten fünf Seiten des Personalverzeichnisses sind gefüllt mit den Namen gefallener Universitätsangehöriger. Die Namen der Professoren werden nicht nur mit den akademischen Graden und Titeln angegeben, sondern es werden auch die Orden und Ehrenzeichen aufgezählt, mit denen sie dekoriert wurden.

Wenn der Krieg anfangs als ein „Moratorium des Alltags“ erschienen sein mag, wie es Manès Sperber (1905–1984) formuliert hat, als eine Unterbrechung der täglichen Geschäfte und Pflichten, als eine Möglichkeit zur Flucht des Menschen aus „seinem tyrannischen Alltag, den er als Versklavung und Entkernung seines Wesens empfindet“, so war dieser Eindruck nun sichtbar an sein Ende gekommen. Der Krieg war inzwischen selbst zum Alltag geworden – versklavender und das menschliche Wesen entkernender als es der zivile Alltag je gewesen war.

Wie der einstmals so eintönig scheinende Alltag der Vorkriegszeit nun seinerseits als eine Durchbrechung des leidvollen Kriegsalltags wirkte, wird daran erkennbar, dass die „Kriegszeitung“ der 7. Armee die Einrichtung von Hochschulkursen in der Stadt Fourmies bekannt gab. Vorgesehen waren neun, jeweils 14-tägige Kurse, die ab dem 2. Januar 1918 stattfinden sollten: neben Wirtschafts-, Natur- und Rechtswissenschaft sowie Philosophie gehörte auch Theologie dazu.

Die Wissenschaft wurde zu einem Medium intellektueller Truppenbetreuung. In der offiziellen Darstellung wird als Motivation zur akademischen Bildung an der Front die Verbindung zwischen geistiger und militärischer Macht betont. Die Zielsetzung war gleichwohl mehrschichtig: Neben dem Wunsch der Militärführung, mit professoraler Unterstützung den Idealismus der Truppe und insbesondere der studentischen Offiziere aufrecht zu erhalten, ging es auch um die Vorbereitung auf das Leben nach dem Krieg. Im Originalton ist zu lesen: „Die geistige Umstellung vom Kriegshandwerk zur Friedensarbeit wird nicht leicht sein.“ Zwischen den Zeilen dieses Zitats eines Teilnehmers klingt an, dass der Euphorie des Kriegsbeginns im August 1914 nun die Ernüchterung folgte, der Feststimmung, die den Krieg als Moratorium des Alltags aufgefasst hatte, die graue und grausame Alltäglichkeit des Krieges.

Beim zweiten Kurs der Hochschule stand vom 18.–31. Januar 1918 Evangelische und Katholische Theologie auf dem Plan, wobei von der Universität Gießen Samuel Eck (1856–1919), Professor für Systematische Theologie und Ethik, Hermann Gunkel (1862–1932), Professor für Altes Testament, und Gustav Krüger (1862–1940), Professor für Kirchengeschichte, beteiligt waren.

In einem Kurzbericht, den Samuel Eck in der Zeitschrift „Die Christliche Welt“ veröffentlichte, klingt zunächst die Alltäglichkeit des Krieges und das Selbstverständliche des Militärischen an: Wie die Soldaten „im Banne der Pflicht stehen“, so gilt auch für die Tätigkeit der Professoren hinter der Front, dass hier „deutsche Wissenschaft ihre Pflicht“ getan habe. Und Eck fährt fort, dass die Professoren dem Leiter der „Kriegshochschule“, Philipp Witkop (1880–1942), Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Freiburg, „bei seiner Unteroffiziercharge erst recht, gern und dankbar als unserer Magnifizenz huldigten“.

Über die Wirkung des Kurses schreibt Eck zurückhaltend, dass dieser keinen Ersatz für das Studium an der Universität darstellen, vielmehr eine „flüchtige, aber doch einheitlich-zusammengefaßte Anregung“ durch die Vorlesungen der Professoren geben könne.

Zudem hebt er hervor, dass auch dies seitens der Studenten durchaus als „harte Arbeit“ aufgefasst worden sei, da ihre Köpfe „auf ganz andre Dinge eingestellt waren“. Dennoch ist unverkennbar, dass sie diese Anstrengung offenbar sehr genossen haben. Auch andere Teilnehmer der Hochschulkurse teilen diese Beobachtung und werden im Bericht der „Kriegszeitung“ zitiert: „Mit einer Aufmerksamkeit [...], wie sie uns selbst bei den Studierenden der Friedenszeit kaum begegnet, hörten diese Männer zu, die eben dem Schützengraben entstiegen.“

So sehr diese Aussagen die Alltäglichkeit des Krieges unterstreichen und die pragmatische Dimension der Hochschulkurse betonen, es wird auch deutlich, wie sehr der Kriegsalltag hier durchbrochen wurde. Die Theologie bot zudem über die Wissenschaft hinaus auch Gelegenheit zur Feier in Gestalt des Gottesdienstes, was auf ausdrücklichen Wunsch der Studenten geschah, wie Eck schreibt. Dass sich dabei „ungesucht“ als Predigttexte Röm 11,33–36 (die Unbegreiflichkeit und Unerforschlichkeit der Wege Gottes) und 2. Kor 12,7–9 („Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“) nahegelegt haben, lässt noch immer etwas von der Stimmung erahnen. Das Ringen um Sinn und die Suche nach Orientie-

rung kennzeichnen die Situation unverkennbar, in der „feldgrau“ mehr als das äußere Erscheinungsbild des Soldaten bezeichnete, sondern das Synonym war für die „Versklavung und Entkernung seines Wesens“ in einem „tyrannischen Alltag“, wie Sperber es nennt.

Die Einrichtung von Kriegshochschulen oder wissenschaftlichen Kursen war keineswegs singulär. Nur wenig später, im April 1918, schildert der ebenfalls in Gießen lehrende Professor für Praktische Theologie, Martin Schian (1869–1944), in der vom ihm herausgegebenen Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch“ seine Reise in das Kriegsgebiet im Osten, wo es auch nach dem Waffenstillstand mit Russland weiterhin eine große Militärpräsenz gab. Schian berichtet von juristischen und staatswissenschaftlichen Hochschulkursen für deutsche Militärangehörige in Warschau und von theologischen Kursen der Inneren Mission für Feldgeistliche in der Zeit vom 26. Februar bis 15. März in Lemberg, Warschau und Riga mit jeweils etwa 200 Teilnehmern, an denen er selbst als Dozent beteiligt war. Ein nationales, konfessionelles Pathos ist unverkennbar, wenn er es „ein *erhebendes* Gefühl“ (Hervorhebung im Original) nennt, „mitten im polnischen, katholischen, vor kurzem noch russischen Warschau deutsche evangelische Theologie zu treiben.“ Seine Aussagen gehen aber über diese nationalprotestantische Sicht hinaus: „Wissenschaftliche Friedensarbeit mitten im Kriege.“, schreibt er, und er fährt fort, „daß die Hörer, von denen manche sich geistig oder doch theologisch halb verhungert nannten, mit lebendigem Herzen der Theologie zugewandt waren“.

Wie andere Wissenschaft auch sah sich die theologische Wissenschaft in der „Pflicht“, im Alltag des Krieges an der Front tätig zu sein, aber sie entfaltete eine Wirkung, die über diesen Alltag hinausging. Sie bot Anlass zur Feier und zur Gemeinschaft, die zwar dem militärischen Kriegsalltag verhaftet blieb, ihn aber dennoch durchbrach. Hinter der offiziellen Fassade einer akademischen Form der Truppenbetreuung scheint ein anderer Aspekt auf: Wissenschaft als ein Fest, das den Alltag durchbrach; Wissenschaft als Moratorium des Krieges.

Quellen und Literatur:

Deutsch-Evangelisch. Monatsblätter für den gesamten deutschen Protestantismus 9 (1918), 183.

Kriegszeitung der VII. Armee, Nr. 300, vom 20. 12. 1917, 4 (URL: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/feldztgkr7armee1917/0584/image>, abgerufen am 7. 5. 2018); Nr. 307 vom 17. 1. 2018, 3 (URL: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/feldztgkr7armee1918/0027/image>, abgerufen am 7. 5. 2018).

Odo Marquard, Moratorium des Alltags. Eine kleine Philosophie des Festes, in: ders., Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays, Stuttgart 2003, 194–204.

Personenbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen, Winter-Semester 1917/18, Gießen 1917.

Manès Sperber, Leben im Jahrhundert der Weltkriege, in: ders., Ansprachen aus Anlass der Verleihung des Frie-

denspreises des Deutschen Buchhandels, Frankfurt am Main 1983, 41–57.

Die Christliche Welt 32 (1918), Sp. 109; 123f.

Vorlesungsverzeichnis der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen, Winter-Semester 1917/18, Gießen 1917.

Philipp Witkop, Die Kriegshochschulkurse der VII. Armeen, in: Kriegszeitung der VII. Armee Nr. 315, Beilage vom 17. 2. 1918, 1f. (URL: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/feldztgkr7armee1918/0075/image>, abgerufen am 7. 5. 2018).

Kontakt:

Volkmar.Ortmann@evtheologie.uni-giessen.de



Nähe ist einfach.

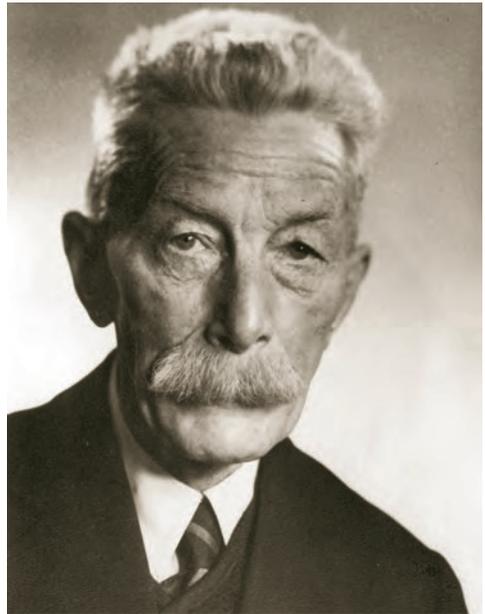


[sparkasse-giessen.de](https://www.sparkasse-giessen.de)

Weil man die Sparkasse
immer und überall er-
reicht. Von zu Hause, mobil
und in der Filiale.

 Sparkasse
Gießen

Juristische Fakultät



**Prof. Dr. Wolfgang Mittermaier
(1867–1956)
Dekan der Juristischen Fakultät**

Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen

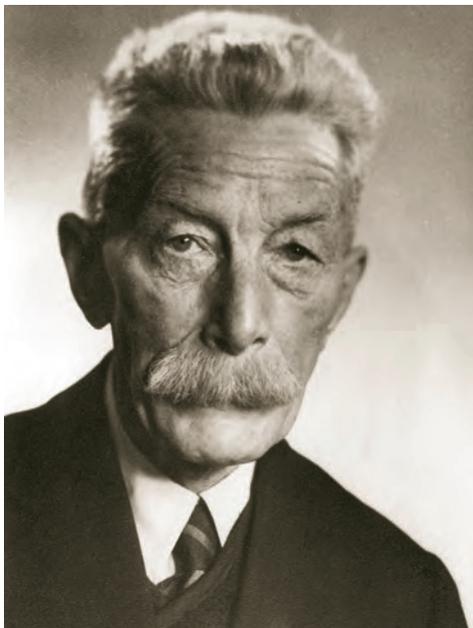
Arthur Kreuzer

Die juristische Fakultät 1918 und ihr Kriminalwissenschaftler Wolfgang Mittermaier

Zwei Leitgedanken liegen diesem Beitrag zugrunde: zum einen die Juristenfakultät zur Zeit der Gründung unserer Gießener Hochschulgesellschaft aus der spezifischen Sicht des Kriminologen zu betrachten; zum anderen, biografisch Spuren der Pervertierung des Rechts und der Rechtswissenschaften im Nationalsozialismus, ebenso Belege mutigen Einsatzes für das Recht aufzuzeigen, die sich mit Personen und Ereignissen des Gründungsjahres 1918 verbinden.

Mit nur fünf Professoren musste damals das Fächerspektrum abgedeckt werden. *Rudolf Hübner* lehrte Bürgerliches Recht und Deutsche Rechtsgeschichte; er wechselte noch im selben Jahr nach Halle. Bürgerliches und Römisches Recht vertrat *Gerhard Alexander Leist*, der aber schon in jenem Wintersemester offiziell nach Göttingen ging; Ende 1918 warf er sich vor einen Zug, vermutlich, weil er – als „konservativer Patriot“ apostrophiert – das schmachvolle Kriegsende vom 11. 11. 1918 nicht ertragen konnte. Nachfolger wurde am 1. 4. 1918 sein Schüler *Otto Eger*. Dieser wirkte bis zum Tod 1949 in Gießen neben der Lehre namentlich für „Studentenhilfe“ und „Studentenwerk“. Als „radikaler Nationalist“ und „revanchistischer Opportunist“ eingeschätzt, engagierte er sich entsprechend nach 1933, beispielsweise mit dem Ziel, das Gießener Musikleben nationalsozialistisch auszurichten. Nach quälend langer Zeit des Überdenkens musste das zunächst nach ihm benannte Otto-Eger-Heim 2012 umbenannt werden. Dritter und sehr bedeutender Zivilrechtler war *Leo Rosenberg*. Von 1906 bis 1932 lehrte er in Gießen, danach in Leipzig. 1934 wegen jüdischer Herkunft amtsenthoben, gelang es ihm, die Verfolgungen in Deutschland zu überleben, während seine Tochter im Arbeitsdienst starb und zwei seiner Schwestern Opfer des Holocaust wurden. Wir wissen nicht, wie er in der Nachkriegszeit an der Münchener Universität

konfliktfrei lehren konnte neben nationalsozialistisch-ideologisch so verstrickten Kollegen wie *Karl Larenz*, *Theodor Maunz* und *Edmund Mezger*, die ihre Vergangenheit verschleierten. Von Rosenberg stammen wichtige Lehrbücher zum Zivilprozess- und Zwangsvollstreckungsrecht. Die Professur für Staats- und Verwaltungsrecht nahm Hans Gmelin wahr, der nach einer Äußerung des damaligen Studenten *Alfred Gutmuth* später im Ruf eines ausgesprochenen Nazis stand. *Rosenberg* war 1917 Dekan und wurde als solcher 1918 von dem einzigen Strafrechtler *Georg Wolfgang Mittermaier* abgelöst. *Mittermaier* (1867–1956) hatte die ehemals mit dem bedeutenden Kriminalwissenschaftler Franz von Liszt, später mit *Adolf Merkel*, *Reinhard Frank* und *Ernst Beling* besetzte Professur



Wolfgang Mittermaier (Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

von 1903 bis 1933 inne. Seine Lehrgebiete waren Straf- und Strafprozessrecht, Gefängniskunde, Kriminalpolitik, Zivilprozess-, Konkurs-, Forst- und Landwirtschaftsrecht. Er stand dem soziologisch ausgerichteten Konzept einer „Modernen Strafrechtsschule“ von v. Liszt nahe, vor allem den Anliegen seines berühmten Heidelberger Großvaters *Carl Joseph Anton Mittermaier* – kriminalpolitische Reformen im Sinne einer Humanisierung des Strafrechts und Abschaffung der Todesstrafe. Früh erkundete er auf Forschungsreisen das damals fortschrittliche Gefängniswesen in den USA und England. Später folgten vergleichende Studien mit Reisen nach Frankreich, Schweden, Holland und Russland. Aus seinen strafrechtsdogmatischen, rechtsvergleichenden, kriminalpolitischen und strafvollzugswissenschaftlichen Arbeiten ragt das Spätwerk „Gefängniskunde“ (1954) hervor. Es war das erste auf diesem Gebiet in der Nachkriegsgeschichte und schloss eine Lücke insbesondere auch in der Lehre.

Stark beeinflusste *Mittermaier* als akademischer Lehrer, oftmaliger Dekan und langjähriger Direktor des Juristischen Seminars Studium und Universitätsleben. In seiner didaktischen Schrift „Wie studiert man Rechtswissenschaft?“ (1911), insbesondere in deren 2. Auflage (1921), legte er dem Nachwuchs eindringlich nahe, das Studium rechtstheoretisch, -historisch und -vergleichend zu vertiefen; aus heutiger Sicht kann solche Fundierung ansatzweise dagegen immunisieren, sich später als Rechtsanwender in autoritäre, ideologische, menschenfeindliche Verfremdung der Rechtsordnung einspannen zu lassen. *Mittermaier* führte eine „Klinische Methode“ ein mit Exkursionen in Gefängnisse (Butzbach, Rockenberg, Wittlich) und psychiatrische („Pfleger“-)Anstalten sowie mit Vorstellungen Strafgefangener im Unterricht; er wollte Verständnis lebenden Rechts, der Menschen und ihrer Probleme sowie sinnvoller strafrechtlicher Reaktionen vermitteln. Diese Methode wurde nach der Wiederbegründung der Kriminologie an der Juristenfakultät 1965 von *Anne-Eva Brauneck* aufgegriffen. Selbst passionierter Sportler, Mitglied der Gießener Turnvereinigung und dem Dünsberg-Verein verbunden, bestieg *Mittermaier* rund hundertmal den Düns-

berg, zumeist mit Studierenden, oft mit Kollegen, manchmal mit der ganzen Fakultät, um dann oben gesellig beisammen zu sein.

Als aufrechten, gradlinigen, unabhängigen, anständigen, mutigen, für seine Überzeugungen einstehenden, notfalls kampfbereit einer antidemokratischen Haltung anderer trotzens Menschen erweist ihn ein beeindruckendes Ereignis 1933. Seinem Studenten *Alfred Gutmuth* aus Wieseck bei Gießen war es wegen jüdischer Abkunft gleich zu Beginn der Einbindung von Universitäten in die NS-Rassenpolitik verwehrt, das Studium mit dem Referendarexamen abzuschließen. *Gutmuth* hatte bereits vorher eine zunehmend jüdische Kommilitonen ausgrenzende Haltung vieler „brauner“ Studenten erleben müssen. Im dritten Semester hatte er sich mit einer Schrift um den Preis der Osann-Beulwitz-Stiftung beworben. *Mittermaier* als Gutachter bescheinigte der Arbeit die Eignung als Grundlage einer Dissertation. Doch wurde *Gutmuth* im Gegensatz zu den Preisgewinnern anderer Fakultäten nicht zur Preisverleihung eingeladen, lediglich schriftlich von dem Stiftungspräsidenten *Otto Eger* Ende 1933 über die Preisverleihung informiert. *Mittermaier* wollte ihn nicht ohne Abschluss von der Universität gehen lassen. Er schlug ihm die Überarbeitung der Preisarbeit vor und versprach, viele weitere Hürden für eine erfolgreiche Promotion aus dem Weg zu räumen. Es gelang. Selbst die Hürden der mit *Eger* und *Gmelin* neben *Mittermaier* besetzten Prüfungskommission und teilweise tückisch gestellter Klausurthemen konnte überwunden werden. Der 21-Jährige wurde promoviert. Schließlich unterschrieb sogar der Regime-angepasste Rektor die Doktorurkunde. Zwei Professoren aber erwiesen ihm anschließend die Ehre persönlicher Einladungen und Ermutigung: *Mittermaier* und der Theologe *Gustav Krüger*, der sich in einer mutigen Rede gegen die neuen Machthaber aus dem Senat verabschiedet hatte und dem Promovierten ein Stipendium verschaffen wollte. Dazu *Abraham Bar Menachem* – ehemals *Alfred Gutmuth* – in einer Ansprache anlässlich der Überreichung des Goldenen Doktordiploms in Gießen 2007: „Beide, *Mittermaier* und *Krüger*, waren eine Ausnahme – nicht nur an der Ludwigs-Universität in Gießen; sie ge-

hörten zu den Wenigen im ganzen Deutschen Reich, die sich dem Nazi-Regime nicht beugten, die festhielten an der Gedanken- und Meinungsfreiheit und der Wahrung der Menschenrechte. Sie waren bedeutsam für die Hoffnung auf ein sich im Frieden wieder erneuerndes Volk.“

Mittermaier wurde 1934 insbesondere wegen dieses Verhaltens zu vorzeitiger Emeritierung gedrängt. Er kehrte nach Heidelberg heim und lehrte 1947 wieder an der dortigen Universität.

Bar Menachem, 1934 in die Niederlande, 1938 nach Palästina emigriert, regte später als Oberbürgermeister von Netanja die Städtepartnerschaft mit Gießen an, ebenso Ehrungen seines Doktor-Vaters; so wurden 1995 die Wolfgang-Mittermaier-Preise für hervorragende akademische Lehre geschaffen und zeitgleich die Gießener Hafteinrichtung des offenen Vollzugs nach *Wolfgang Mittermaier* benannt. Der Gießener Ehrenbürger starb 2017 im biblischen Alter von 104 Jahren in Netanja.

Noch kurze Zeit haben in Gießen zwei bedeutende Schüler *Mittermaiers* gewirkt: *Karl Engisch* – Strafrechtsdogmatiker und Rechtsphilosoph – übernahm vorübergehend die Professur seines Lehrers, ging dann ebenfalls nach Heidelberg, später nach München; er würdigte *Mittermaier* 1982 biographisch in dem von *Gundel* u.a.



Abraham Bar Menachem

(Quelle: Universitätsstadt Gießen. Der Magistrat)

herausgegebenen Buch „Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“.

Hans von Hentig war einer der ersten dezierten Kriminologen in Deutschland. 1929 bei *Mittermaier* habilitiert, erhielt er Lehrstühle in Kiel und Bonn, wurde indes bereits 1935 amtsenthoben wegen seiner ablehnenden Haltung zum NS-Regime. Er repräsentierte in den USA – wie *Max Grünhut* und *Hermann Mannheim* in England – die deutschen Kriminalwissenschaftler, die in der Emigration zum Erstarken einer modernen theoretischen und empirischen Kriminologie beigetragen haben, während diese Disziplin in Deutschland biologisch-psychiatrisch-rassistisch geprägt verkümmerte und politisch missbraucht wurde.

Kontakt:

arthur-gisela-kreuzer@t-online.de

Wie hoch ist Ihr Stresslevel?

Zu viel Stress kann auf Dauer krank machen. Aber wir können gegensteuern, indem wir die Auslöser erkennen und beseitigen. Dazu müssen wir uns selbst und unsere Situation ganz ehrlich einschätzen.

Gleich hier testen ...

1. Ich habe keinen erholsamen Schlaf. Ich habe Probleme beim Einschlafen und werde häufig wach.
 nie selten häufig
2. Ich habe körperliche Symptome, wie z.B. Kopf-, Nacken- und Rückenschmerzen, Magenschmerzen, Verdauungsstörungen und Schweißausbrüche.
 nie selten häufig
3. Ich leide an Konzentrationsschwäche, meine Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit sind eingeschränkt.
 nie selten häufig
4. Ich habe Schwierigkeiten abzuschalten, fühle mich unruhig und kann nicht still sitzen.
 nie selten häufig
5. Ich habe meine Emotionen nicht unter Kontrolle. Ich rege mich leicht auf.
 nie selten häufig

Auswertung

Überwiegend angekreuzt: nie selten häufig

- Sie haben selten Stress. Es besteht grundlegend kein Handlungsbedarf. Genießen Sie Ihr Leben. Verspüren Sie jedoch Symptome, die innerhalb dieses Tests nicht berücksichtigt wurden, sollten Sie diese nicht ignorieren.
- Ihr Stresslevel ist erhöht. Sie kommen gelegentlich in Stressphasen – mit denen Sie jedoch gut umgehen. Beobachten Sie, ob die Stressphasen zunehmen.
- Ihr Stresslevel ist hoch. Diese Situation kann Ihre Leistungs- bzw. Konzentrationsfähigkeit einschränken. Unsicherheit kann auftreten.

Wer sich bei oder wiederfindet, sollte für Entspannung sorgen und kann die entspannende Kraft der Passionsblume nutzen. Enthalten ist der hochwirksame Extrakt der *Passiflora incarnata* zum Beispiel in Pascoflair® von Pascoe Naturmedizin.

Pascoe
Naturmedizin seit 1895

Anzeige



Pascoflair® Ihre Ruheinsel aus der Natur

- entspannt bei Stress
- Leistungs- und Konzentrationsfähigkeit bleiben erhalten
- unübertroffen: 425 mg Passionsblume pro Tablette¹
- ist ausgezeichnet verträglich

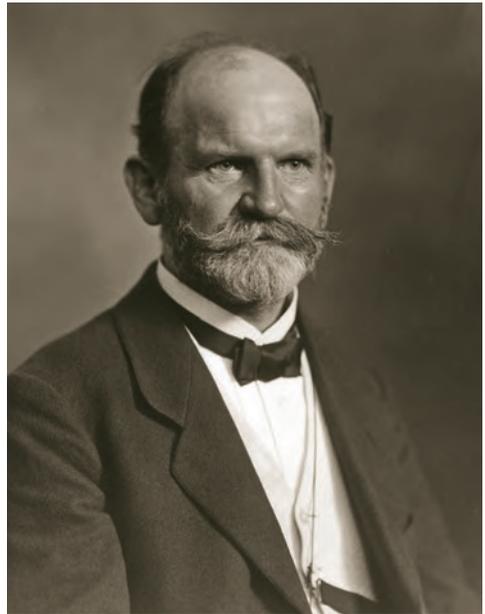


¹ in Bezug auf die Passionsblumenextrakt-Menge pro Tablette (IH-Galaxy)

Pascoflair®- Wirkstoff: Passionsblumenkraut-Trockenextrakt Bei nervösen Unruhezuständen. Enthält Sucrose und Glucose. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker. www.pascoe.de

Medizinische Fakultät

**Prof. Dr. Robert Sommer
(1864–1937)
Dekan der Medizinischen Fakultät**



Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen



Volker Roelcke

Eine globale Seuche im lokalen Kontext: Der Gießener Hygieniker Emil Gotschlich untersucht die „spanische Grippe“

Am 25. Juli 1918 erschien in der *Deutschen Medizinischen Wochenschrift* ein kurzer, aber hinter sinniger Beitrag von Emil Gotschlich unter dem Titel „Der bakteriologische Charakter der ‚Spanischen Krankheit‘“. Gotschlich teilte mit, dass es ihm gelungen sei, „bei der Untersuchung von 23 frischen Grippefällen [...] in drei Fällen typische Influenzabazillen zu züchten“. Diese hätten „sowohl nach ihrem morphologischen und färberischen Verhalten wie auch nach ihren Wachstumsbedingungen in künstlicher Kultur durchaus der seinerzeit von R. Pfeiffer für diesen Erreger gegebenen Beschreibung“ entsprochen.¹

Diese kurze Mitteilung ist aus zwei Gründen sehr bemerkenswert: Einerseits handelte es sich bei den Mitte 1918 in Gießen diagnostizierten Krankheitsfällen um die lokale Manifestation einer weltumspannenden, extrem dramatischen Pandemie, die innerhalb von weniger als zwei Jahren mehr Todesopfer forderte als der gesamte Erste Weltkrieg. Andererseits – und auf einer ganz anderen Ebene – verstand der Autor es, in der sehr knappen und auf den ersten Blick nüchtern-objektiven Mitteilung sehr wahrscheinlich eine subtile und ironische Kritik an der zeitgenössisch dominierenden Theorie von der Entstehung der Grippe zu transportieren.

Bevor diese beiden Aspekte erläutert werden, soll zunächst kurz der Autor der kleinen Publikation vorgestellt werden:² Gotschlich wurde 1870 als Sohn eines Gymnasiallehrers in Beuthen (Oberschlesien) geboren. Nach dem Medizinstudium in Breslau wurde er dort auch im Jahr 1894 promoviert. Seine erste Anstellung erhielt er am Hygiene-Institut der Universität Breslau unter Carl Flüge (1847–1923). Von diesem übernahm er neben der Orientierung an der klassischen Hygiene auch das Interesse an der Epidemiologie. 1896 wurde

Gotschlich auf Vorschlag des späteren Nobelpreisträgers Robert Koch (1843–1910) als Direktor an das Städtische Gesundheitsamt Alexandria nach Ägypten entsandt, wo er bis zu seiner Ausweisung bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 tätig war. In dieser Zeit war er auch offizieller Vertreter Ägyptens beim Internationalen Gesundheits- und Quarantänerrat. Von Januar bis Juni 1915 war er als stellvertretender Leiter des Hygiene-Instituts der Universität Halle, ab Juli 1915 als Direktor des Königlich Preußischen Instituts für Hygiene und Seuchenforschung in Saarbrücken tätig. Im April 1917 übernahm er in der Nachfolge von Paul Schmidt (1872–1950) den Lehrstuhl für Hygiene in Gießen. Im akademischen Jahr 1921/22 war Gotschlich Dekan der Gießener Medizinischen Fakultät, 1924/25 amtierte er als Rektor der Universität. Während seiner Tätigkeit an der Universität Gießen engagierte Gotschlich sich auch in der Stadtpolitik, insbesondere für das städtische Gesundheitswesen. Zu den von ihm in Angriff genommenen Aufgaben gehörte die sanitäre Erneuerung der städtischen „Seuchenbaracke“, die seit 1919 auch von der Medizinischen Klinik der Universität genutzt und 1931 zu einer Tuberkulose-/Lupus-Heilstätte umgewidmet wurde. 1926 wurde Gotschlich auf den Lehrstuhl für Hygiene an der Universität Heidelberg berufen. Nach seiner Emeritierung 1935 folgte er einem Ruf als Direktor des Zentral-Hygieneinstituts in Ankara (Türkei), das er bis 1941 leitete. Nach seiner erzwungenen Rückkehr ins Deutsche Reich vertrat er bis zum Ende des 2. Weltkrieges seinen Nachfolger auf dem Heidelberger Lehrstuhl, Ernst Rodenwaldt (1878–1965), der mit der deutschen Wehrmacht als Berater der Sanitätsoffizier für Tropenhygiene und Generalarzt u. a. in Italien, auf dem Balkan und in Afrika tätig war. Trotz NSDAP-Mitgliedschaft

(ab 1933) wurde Gotschlich nach Kriegsende seitens der alliierten Militärverwaltung als „politisch unbelastet“ eingestuft und fungierte als kommissarischer Leiter des Heidelberger Hygiene-Instituts bis zu seinem Tod im Jahr 1949.

Bei der von Gotschlich im Juli 1918 thematisierten „spanischen Krankheit“ handelte es sich um eine Form der Grippe, die sich seit dem Frühjahr 1918 in fulminantem Tempo rund um den Globus ausbreitete und – anders als frühere Grippe-Epidemien – mit einer extrem hohen Sterblichkeit verbunden war. Schon zeitgenössische Quellen sprachen von mehreren Millionen Todesopfern. Bei Berücksichtigung der zeitgenössisch nur sehr lückenhaften Dokumentation, teilweise auch Ausblendung ganzer Bevölkerungsgruppen (z.B. der Eingeborenen-Populationen in den europäischen Kolonien) kommen jüngere Versuche einer retrospektiven Rekonstruktion auf eine Größenordnung von mindestens 50 Millionen Opfern, darunter alleine 17 bis 18 Millionen auf dem indischen Subkontinent.³ Die enorm schnelle Ausbreitung der Seuche wurde bereits zeitgenössisch mit dem Kriegsgeschehen in Verbindung gebracht: Die Mobilität der Truppen, erstmals auch in großem Umfang mit Eisenbahnen, Kraftfahrzeugen, dazu Dampfschiffen und Flugzeugen, daneben Fluchtbewegungen und eine zunehmend prekäre Ernährungslage der betroffenen Bevölkerung erhöhten die Anfälligkeit für die Erkrankung und den raschen Transport großer Zahlen von Keimträgern.⁴

Die Benennung der Seuche folgte einem Muster, das seit Jahrhunderten bekannt ist: Beobachtungen über den (vermeintlichen) geographischen Ursprung einer Erkrankung verbinden sich dabei mit schon länger bestehenden Stereotypen über andere, oft benachbarte Bevölkerungsgruppen und explizit oder implizit mit Schuldzuweisungen an die „Anderen“: Als die große Syphilis-Epidemie des ausgehenden 15. Jahrhunderts bei der Belagerung Neapels durch die französischen Truppen auftrat, wurde die Erkrankung in Italien als die „französische Krankheit“ bezeichnet, in Frankreich komplementär als „italienische“ oder „neapolitanische Krankheit“. Auch in Spanien, Eng-

land und Deutschland galt die Seuche als „französische Krankheit“ und wurde so selbst in medizinischen Lehrbüchern thematisiert. In Polen dagegen sprach man von der „deutschen Krankheit“, in Russland von der „polnischen Krankheit“.

Die Bezeichnung „spanische Krankheit“ oder „spanische Grippe“ für die 1918/19 grassierende Seuche entstand offenbar, weil Spanien als nicht kriegführender Staat die Berichterstattung im Gegensatz zu den meisten Nachbarländern nicht unterbunden hatte. Die kriegführenden Parteien unterdrückten Berichte von der Front selbst dann noch, als die Krankheit täglich große Zahlen von Opfern forderte. In der spanischen Presse wurde dagegen seit dem Frühjahr des Jahres 1918 ausführlich über die neu aufgetretene und sich rasant ausbreitende Epidemie berichtet. Und am 29. Juni 1918 erklärte der hochrangige spanische Medizinalbeamte Martin Salazar vor der Königlichen Akademie für Medizin in Madrid, dass ihm von einer entsprechenden Epidemie in anderen Teilen Europas nichts bekannt geworden sei.⁵ Vermutlich führte diese unbedarfte Äußerung dazu, dass der Ursprung der Seuche in den zeitgenössischen Medien zunächst nach Spanien lokalisiert wurde. Nur wenige Tage nach Salazars Bericht vor der Madrider Akademie wurde Gotschlich offenbar in Gießen mit der Erkrankung konfrontiert: In seiner kleinen Mitteilung, die in der letzten Juliwoche 1918 publiziert wurde, erwähnt er, dass er die ersten Fälle der Krankheit am 5. Juli untersucht hätte.⁶

Heute geht man im Anschluss an die detaillierte Recherche des Historikers Alfred Crosby davon aus, dass die „spanische Grippe“ ihren Ursprung in den Vereinigten Staaten hatte. In einer ärmlichen Region von Kansas hatte Loring Miner, ein niedergelassener Arzt, im Januar und Februar besonders heftige Krankheitszustände mit hohem Fieber, rasenden Kopfschmerzen und quälendem Husten beobachtet. Er kam zu dem Schluss, dass es sich um eine besonders bösartige Form der Grippe, verursacht durch einen „neuen“ Erreger, handeln müsse, und sendete einen entsprechenden Bericht an den Public Health Service

– wo er aber zunächst unbeachtet liegen blieb. Erst im April, als die Zahl ähnlicher Fälle dramatisch angestiegen war, wurde der Bericht veröffentlicht.⁷ Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Seuche aber schon massiv ausgebreitet, und dies zur Zeit einer umfangreichen Mobilmachung nach dem Kriegseintritt der USA im Frühjahr 1918: Allein im März wurden 80.000 amerikanische Soldaten nach Europa verschifft, im April waren es mehr als hunderttausend. Tatsächlich lässt sich die Ausbreitung der Epidemie von den Landungsorten der amerikanischen Truppentransporte an der französischen Atlantikküste und in Großbritannien aus rekonstruieren. Von hier aus zieht die Epidemie nach Mittel-, Nord- und Südeuropa. Im Mai 1918 werden etwa Fälle aus Breslau gemeldet. Im Deutschen Reich kam es innerhalb von wenigen Monaten zu mehreren hunderttausend Todesfällen. In den Sommerwochen hatte die Krankheitswelle den tausend Kilometer östlich gelegenen russischen Hafen Odessa erreicht. Von dort aus gelangte sie nach Nordafrika, wenig später nach Indien, es folgen Japan, China und Australien.⁸ Im Juli 1918 trat der Reichsgesundheitsrat zur Beratung über die Epidemie zusammen. Der Erstbeschreiber des Influenza-Bazillus, der Bakteriologe und Robert-Koch-Schüler Richard Pfeiffer, auf den auch Gotschlich in seiner zeitgleichen Mitteilung verwies, wurde um eine Expertenmeinung gebeten. Pfeiffer musste allerdings eingestehen, dass der Influenzabazillus insgesamt eher selten nachgewiesen werden konnte.⁹ Das Gremium war verunsichert und erließ nur allgemeine Verhaltensmaßnahmen. Auch in einer zweiten Sitzung im Oktober 1918 konnte kein Konsens über spezifischere Maßnahmen herbeigeführt werden. Während auf der Ebene des öffentlichen Gesundheitswesens also eher Ratlosigkeit herrschte, gab es in Medizinerkreisen eine heftige Diskussion: Nach der letzten vorangegangenen Pandemie von 1889/90 hatte Pfeiffer am Institut für Infektionskrankheiten in Berlin im Jahr 1892 ein sehr kleines Bakterium entdeckt, das er im Anschluss an die neue, von Koch und seinem Rivalen Louis Pasteur inaugurierte bakteriologische Krankheitslehre mono-

kausal als Verursacher der Grippe bzw. Influenza bezeichnete. Falls sich etwa bei klinisch ähnlichen Atemwegsinfekten kein *Haemophilus influenzae* (so die Bezeichnung nach Pfeiffer) identifizieren ließ, jedoch andere Bakterien nachweisbar waren, wurden diese als „Pseudoinfluenzabazillen“ bezeichnet.¹⁰ Durch die Beobachtungen während der grassierenden „spanischen Grippe“ breiteten sich jedoch Zweifel an Pfeiffers Alleinerklärungsanspruch für den Erreger der Influenza¹¹ und letztlich an Kochs Idee vom Bakterium als notwendiger und spezifischer Krankheitsursache aus. In diesem Kontext ist Gotschlichs lapidare Mitteilung zu verstehen, wonach er in drei von 23 Grippefällen „typische Influenzabazillen“ nach Pfeiffer nachweisen konnte: Was bei oberflächlicher Betrachtung als schlichte Bestätigung der Grippefälle durch die etablierte labor diagnostische Methodik gelesen werden kann, verweist bei näherer Betrachtung auf grundlegende Zweifel an der monokausalen Verursachung durch den von Pfeiffer beschriebenen Erreger – denn in zwanzig von 23 Fällen derjenigen Patienten, welche die Symptome der Grippe zeigten, ließen sich ja gerade keine „typischen Influenzabazillen“ nachweisen. Die von Koch formulierte bakteriologische Krankheitslehre im Allgemeinen und die von seinem Schüler Pfeiffer postulierte monokausale Verursachung der Grippe durch *Haemophilus influenzae* wird durch Gotschlichs Mitteilung tatsächlich völlig unterminiert. Neben dem Zweifel an der privilegierten Rolle dieses Erregers für die Krankheitsursache (tatsächlich wurde 1933 der Grippe-Virus als der spezifische Erreger der Influenza identifiziert) spielte bei Gotschlich möglicherweise noch eine deutlich andere allgemeine Auffassung zur Entstehung von Infektionskrankheiten eine Rolle – eine Auffassung, wonach Bakterien oder Viren zusammen mit den Wirtsorganismen (z.B. dem Menschen) und dem umgebenden Milieu eine Art ökologisches System bilden. Danach ist der Krankheitsprozess nicht Resultat der Invasion eines feindlichen Erregers in den bis dahin nicht kontaminierten Wirtsorganismus, sondern vielmehr ein durch verschiedenste Faktoren auslösbares Ungleichgewicht in einer zu-

vor schon bestehenden, jedoch ausbalancierten Interaktion zwischen Erreger, Wirt und umgebenden Milieu. Solche Auffassungen begannen sich in den 1920er Jahren zunehmend durchzusetzen.¹²

Gotschlich hatte einerseits während seiner Tätigkeit in Ägypten im Sinne der klassischen Koch'schen Bakteriologie umfassende Handbuchbeiträge zur allgemeinen Morphologie und Biologie der pathogenen Mikroorganismen sowie zur Prophylaxe der Infektionskrankheiten publiziert.¹³ Seine im Laufe der Jahre ausdifferenzierte Auffassung von Hygiene als Wissenschaft von den Umgebungsfaktoren unter Einbeziehung aller zivilisatorischen und kulturellen Aspekte manifestierte sich in der von ihm geschaffenen Gesundheitsorganisation Ägyptens. Hier plante und implementierte er das System der Wasserversorgung, der Milch- und Nahrungsmittelkontrolle sowie des Impfschutzes und des Desinfektionswesens.¹⁴ Er war ebenfalls verantwortlich für die erfolgreiche Bekämpfung der Pestepidemie 1899 sowie der Cholera im Jahr 1902.¹⁵

Diese Arbeiten Gotschlichs waren eingebettet in ein Konzept von Prävention, das einerseits die Behebung von sozialen Ursachen für Erkrankungen als wichtige Komponente enthielt und in diesem Sinne soziale Reformen als Methode der Prävention umfasste.¹⁶ Andererseits war es das explizite Ziel dieses Präventionskonzepts, die Auswirkungen der Erkrankungen auf das soziale Leben zu minimieren oder zu verhindern. Im Kontext der damaligen Zeit, und im Verständnis von Gotschlich stand bei diesen Auswirkungen regelmäßig der Staat, das Volk oder die Rasse im Mittelpunkt der Überlegungen: Präventive Aktivitäten zielten auf die Erhaltung oder Steigerung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit dieser Kollektiveinheiten, der einzelne Mensch war demgegenüber nachrangig. Bei den Methoden, mit denen dieses Ziel erreicht werden sollte, traten neben den zunächst vorwiegend sozialreformerischen Herangehensweisen im Verlauf der 1920er Jahre auch zunehmend eugenisch-rassenhygienisch motivierte Ansätze in den Vordergrund. Demnach sollte die Steuerung der menschlichen Reproduktion durch positive

(z.B. Heiratsanreize) und negative Maßnahmen (bis hin zur Sterilisation) zu einer „Regeneration“ und Verbesserung der „Erbgesundheit“ der Bevölkerung führen.

Die kleine Mitteilung von Gotschlich zur „spanischen Grippe“ in Gießen aus dem Juli 1918 eröffnet also einen Blick auf ein selbst im Kriegsgeschehen außerordentliches und weltweites soziales Phänomen einerseits, andererseits auf einen sich anbahnenden Umbruch in der bakteriologischen Krankheitslehre, mit dem das für einige Jahrzehnte dominierende monokausale Erklärungsmodell der Nobelpreisträger Koch und Pasteur grundsätzlich in Frage gestellt wurde.

Anmerkungen

¹ Emil Gotschlich: Der bakteriologische Charakter der „Spanischen Krankheit“, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift Jg. 44 (1918), S. 830–831, dort S. 830.

² Die Informationen zu Biografie und Werk von Gotschlich folgen im Wesentlichen Barbara Nöske: Emil Gotschlich (1870–1949). Sein Leben und wissenschaftliches Werk. Diss. Med. Gießen 1996; Nicole Gnädig: Emil Gotschlich (1870–1949) und die wissenschaftliche Hygiene. Diss. Med. Dent., Heidelberg 1999; Volker Roelcke: „Prävention“ in Hygiene und Psychiatrie zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Krankheit, Gesellschaft, Vererbung und Eugenik bei Robert Sommer und Emil Gotschlich, in: Ulrike Enke (Hg.): Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen: Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert (= Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen, Bd. 1). Stuttgart 2007, S. 395–416.

³ Niall P.A.S. Johnson & Jürgen Müller: Updating the Accounts: Global Mortality of the 1918–1920 „Spanish“ Influenza Pandemic, in: Bulletin of the History of Medicine 76 (2002), S. 105–115; Wilfried Witte: Die Grippe-Pandemie 1918–20 in der medizinischen Debatte, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte Jg. 29 (2006), S. 5–20.

⁴ Jürgen Müller: Die spanische Influenza 1918/19. Einflüsse des Ersten Weltkrieges auf Ausbreitung, Krankheitsverlauf und Perzeption einer Pandemie, in: Wolfgang U. Eckart/Christoph Gradmann (Hg.): Die Medizin und der Erste Weltkrieg. Pfaffenweiler 1996, S. 321–342.

⁵ Beatriz Echeverri: Spanish Influenza seen from Spain, in: Howard Phillips/David Killingray (Hg.): The Spanish Influenza Pandemic of 1918–19. New Perspectives. London 2003, S. 173–190; dazu auch Witte, Grippe-Pandemie, S. 6.

⁶ Gotschlich, Charakter, S. 830.

⁷ Alfred Crosby, America's Forgotten Pandemic. Cambridge 1989.

⁸ Müller, Influenza.

⁹ Witte, Grippe-Pandemie, S. 7.

¹⁰ Ebd., S. 7–8.

¹¹ Ebd., S. 7–9.

¹² Vgl. etwa Andrew Mendelsohn: From Eradication to Equilibrium: How Epidemics Became Complex after World War I, in: Christopher Lawrence/George Weisz (Hg.): Greater than the Parts: Holism in Biomedicine, 1920–1950. Oxford 1998, S. 303–331; Silvia Berger: „Die Jagd auf Mikroben hat erheblich an Reiz verloren“. Der sinkende Stern der Bakteriologie in Medizin und Gesundheitspolitik der Weimarer Republik, in: Martin Lengwiler/Jeanette Madarász (Hg.): Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik. Bielefeld 2009, S. 87–114.

¹³ Emil Gotschlich: Allgemeine Morphologie und Biologie der Bakterien, in: Wilhelm Kolle, August von Wassermann (Hg.): Handbuch der pathogenen Mikroorganismen. Jena 1903, 2. Aufl. 1912; ders.: Allgemeine Epidemiologie; Allgemeine Prophylaxe; Cholera; Pest; Maltafieber; Fleckfieber, in: Max v. Gruber/Max Rubner/M.

Ficker (Hg.): Handbuch der Hygiene, Bd. 3. Leipzig 1913.

¹⁴ Emil Gotschlich/Heinrich Bitter: Kontrolle der Trinkwasserversorgung Alexandriens (Jewell Schnellfilteranlage) in den Jahren 1907–1911, in: Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten Jg. 54 (1908), S. 794–796.

¹⁵ Emil Gotschlich: Die Pestepidemie in Alexandrien im Jahre 1899, in: Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten Jg. 35 (1900), S. 195–260.

¹⁶ Zu Gotschlichs Vorstellungen von Prävention, vgl. Roelcke, Prävention.

Kontakt:

Volker.Roelcke@histor.med.uni-giessen.de

Veterinärmedizinische Fakultät

**Prof. Dr. Wilhelm Pfeiffer
(1867–1959)
Dekan der
Veterinärmedizinischen Fakultät**



Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen

Christian Giese

Veterinärmedizin an der Universität Gießen in der Zeit von 1900 bis zum Beginn der Weimarer Republik

Mit Friedrich Hermann Gmeiner (geb. 1870), seit Februar 1915 als Stabsveterinär auf Kriegsdauer eingezogen, verstarb am 27. Juli 1918 in einem Feldlazarett des damaligen Warschauer Generalgouvernements ein Akteur der Neuorganisation der Veterinärmedizin an der Landesuniversität Gießen.

Gmeiner war 1901 als Extraordinarius für medizinische Tierheilkunde an die Landesuniversität Gießen berufen worden. Im selben Jahr waren Paul Martin (1861–1937), Nachfolger des verstorbenen Veterinäranatomen Friedrich Karl Eichbaum (1852–1901) als ordentlicher Professor für Tieranatomie, Histologie und Embryologie, sowie Friedrich Adam Olt (1866–1955), ordentlicher Professor für pathologische Anatomie, Tierhygiene und Fleischschau, dem Ruf an die Ludoviciana gefolgt. Diese Persönlichkeiten bestimmten die Modernisierung und Konsolidierung der Veterinärmedizin an der Landesuniversität Gießen, eingeleitet mit der

Berufung des Veterinärchirurgen Friedrich Wilhelm Pfeiffer (1867–1959) im Jahr 1899 zum ordentlichen Professor der Tierheilkunde und Direktor des Tierspitals. Wie er später rückblickend einmal bemerkte, spielten sich Lehrtätigkeit und Klinikbetrieb in der 1871/72 erbauten Veterinäranstalt am Seltersberg „zunächst unter den dürftigsten räumlichen Verhältnissen ab“ (Abb. 1).

Vor allem hinsichtlich der baulichen Gegebenheiten stellte sich laut Pfeiffer „nur die Alternative: aufbauen oder aufheben“. Bereits acht Wochen nach seinem Amtsantritt hatte Pfeiffer im Januar 1900 der Ministerialabteilung für öffentliche Gesundheitspflege erste Vorschläge zur Errichtung von Neubauten vorgelegt. Schon einen Monat später wurde der Auftrag erteilt, entsprechende Planskizzen zu erstellen. Zu Verzögerungen kam es, da ab 1903 reichsweit die Universitätsreife Vorbedingung für das tierärztliche Studium werden sollte und das Innenmini-



Abb. 1: Die 1871/72 auf dem Seltersberg erbaute Großherzogliche Veterinäranstalt mit der offenen „Operations- und Unterstandshalle“ (undatiertes Foto, vermutlich zwischen 1905 und 1910). Links von der Halle lag die Alte Veterinär-anatomie, ab 1907 als Pharmakologisches Institut der Medizinischen Fakultät genutzt.

(Quelle: Institut für Geschichte der Medizin, Universität Gießen)



Abb. 2: Die Gießener Veterinärmedizinische Fakultät um 1930. Das in einheitlichem Baustil zwischen 1905 und 1910 fertiggestellte Gebäudeensemble, sichtbarer Ausdruck der Emanzipation gegenüber den alten Fakultäten der Ludwigs-Universität, bestand aus folgenden Instituten und Kliniken. Von links nach rechts: Chirurgie, Anatomie, Auditoriumsgebäude (heute Dekanat und Verwaltung), Pathologie, Geburtshilfe (1927/28 errichtet; siehe Markierung) und Medizinische Klinik. (Quelle: Institut für Geschichte der Medizin, Universität Gießen)

sterium einen Einbruch der Studentenzahlen befürchtete. Seit 1878 hatte Primareife als Eingangsvoraussetzung genügt. Daher waren etwa 80 Prozent der Veterinärmedizinstudenten an der Ludwigs-Universität „Immaturi“, als 1902 die Immatrikulation des tausendsten Studenten an der Ludoviciana gefeiert wurde. Zu diesem Zeitpunkt lag die Zahl der Tiermedizinstudenten bei 176 gegenüber 146 Studierenden der Humanmedizin. Die projektierten Gebäude wurden jedoch zwischen 1904 und 1910 fertiggestellt (Abb. 2).

Im Jahr 1913 waren 213 Veterinärstudenten immatrikuliert. Die Entwicklung in Gießen spiegelt den Ausbau der Tierheilkunde zur Veterinärmedizin bei gleichzeitiger Emanzipation als akademische Wissenschaft wider. Aus dem Beruf der Schmiede- und Bauernsöhne als Aufsteigerberuf des ländlichen Raums war ein bürgerlicher, ein akademischer Beruf geworden.

Wesentliche Marksteine dieses Prozesses bildeten die Umwandlung von Tierarzneischulen in Tierärztliche Hochschulen zwischen 1887 und 1890, die Einführung des Abiturientenexamens als Zulassungsbedingung zum Studium und das 1910 den tierärztlichen Hochschulen zugesprochene Recht zur Verleihung des veterinärmedizinischen Doktorgrades. Parallel dazu hatte eine bedeutende Ausweitung der Aufgabenbereiche im öffentlichen Veterinärwesen stattgefunden, resultierend aus der Umsetzung

des Reichsviehseuchengesetzes von 1880 und des 20 Jahre später beschlossenen Reichsfleischbeschaugesetzes, das hinsichtlich der Fleischhygiene sowie der Anforderungen an die Schlachthoftechnologie weltweit richtungweisend war und die Leitung der Schlachthöfe in die Hände der Tierärzte legte. 1905 erfolgte die reichsweite Gleichstellung der beamteten Tierärzte mit den Medizinerinnen der Gesundheitsbehörden.

Während die übrigen tierärztlichen Bildungsstätten aus Tierarznei- bzw. Rossarzneischulen entstanden, war in Gießen das tierheilkundliche Studium seit den Anfängen 1828 durch Integration in die Medizinische Fakultät an der Universität angesiedelt. Eine sehr fortschrittliche Medizinalordnung hatte schon 1830 für das Studium von Tierärzten 1. Klasse die Maturität vorgeschrieben und diesen die Möglichkeit zum Erwerb des Grades eines „Dr. in arte veterinaria“ gegeben, der 1832 erstmals verliehen wurde. Ein weiterer wichtiger Schritt zur Verselbstständigung der Tierheilkunde an der Gießener Universität war die Schaffung eines „Veterinärmedizinischen Kollegiums“ im August 1900. Die ordentlichen Professoren der Tierheilkunde durften nun eigenständig über ihre Angelegenheiten entscheiden. Nur bei Promotionen zum Dr. med. vet. und bei Habilitationen für veterinärmedizinische Fächer traf man Beschlüsse als vereinigte Medizinische Fakultät gemeinsam

mit den Ordinarien der Medizinischen Fakultät im engeren Sinne. Die vom Vorsitzenden des Kollegiums und Direktor der Medizinischen Veterinärklinik, Friedrich Gmeiner, im Juli 1914 beantragte und von allen beteiligten Gremien einstimmig beschlossene, durch den Kriegsausbruch jedoch verzögerte Umwandlung des Kollegiums in eine eigenständige Veterinärmedizinische Fakultät erfolgte am 17. November 1914, anderthalb Monate nach der Eingliederung der Münchener Tierärztlichen Hochschule in die dortige Universität.

Inzwischen herrschte ein Krieg, auf den man in seinen nie gekannten Dimensionen in vieler Hinsicht unvorbereitet war. Von Anfang an prägte ein mit der Kriegsdauer sich verschärfender Mangel an Nahrung, Kleidung oder Heizmaterial das tägliche Leben (Abb.3).

Mit dem Mobilmachungsbefehl vom 1. August 1914 lief eine riesige Maschine an. Binnen weniger als drei Wochen mussten für die Aufmarschräume der Armeen im Westen und Osten über drei Millionen Menschen, an die sechstausend Geschütze aller Kaliber und Hunderttausende von Fahrzeugen und eine Million Pferde mobilisiert werden. Obwohl seit 1910 ein Veterinäroffizierskorps existierte, fehlte eine Kriegsveterinärordnung entsprechend der Kriegssanitätsordnung. Den Veterinärdienst im Feld regelte die Militär-Veterinär-Ordnung, deren knappe Vorschriften für



Abb. 3: „Waren die Monate des Winters und Frühjahrs, die der Ernte von 1915 vorangingen, nicht leicht gewesen, so sind die Monate dieses Jahres in mancher Hinsicht schwerer. Freilich, Hunger ist niemals zu besorgen in der Heimat der höchstentwickelten, der leistungsfähigsten Landwirtschaft. Aber es sind die Reste aus überseeischer Einfuhr, die bei Kriegsbeginn vorhanden waren allmählich aufgezehrt. [...] Der deutsche Haushalt ist noch einfacher geworden.“

(Quelle: Zitat aus der abgebildeten Schrift)

den Kriegsfall dokumentieren, wie wenig Bedeutung dem Militär-Veterinärwesen – vermutlich in Annahme einer kurzen Kriegsdauer – für den Ernstfall beigelegt wurde. Der vom Reichswehrministerium 1929 herausgegebene „Kriegsveterinärbericht des deutschen Heeres 1914–1918“ konstatierte dazu: Die Kriegs-Veterinäror-

ganisation „mußte fast aus einem Nichts geschaffen werden“. Improvisation war angesagt. Als eklatanter Mangel erwies sich beispielsweise bei Kriegsbeginn das fast gänzlich fehlende Pferdellazarettwesen bei einem Bestand von 1,2 Millionen Pferden. Man war nicht auf den Anfall vieler verwundeter und seuchenkranker Pferde vorbereitet. Bei durchschnittlich 50 % Fehlstellen stieg der Bedarf an Veterinären im Heer während des Krieges ständig an. Von den insgesamt 7200 deutschen Tierärzten standen 4600 im Feld. An den tierärztlichen Bildungsstätten machten die höheren Semester bei Kriegsausbruch ein Notexamen. Die jüngeren klinischen Semester traten als Feldunterveterinäre ins Heer oder meldeten sich freiwillig zum Dienst mit der Waffe. Während des Krieges dienten nach den Personenbestandsverzeichnissen der Universität Gießen 70 bis 80 Prozent der Veterinärstudenten im Heer. Für Prüfungen oder Promotionen nutzte man vermutlich den Heimaturlaub. Zwischen 1914 und 1918 wurden an der Veterinärmedizinischen Fakultät immerhin 82 Promotionsverfahren abgeschlossen von 461 an der Gesamtuniversität. Etliche der veterinärmedizinischen Dissertationen waren von Hochschullehrern der Medizinischen Fakultät inauguriert. Charakteristisch für das Veterinärmedizinstudium in Gießen war, dass seit jeher Ordinarien der Medizinischen Fakultät Physiologie, Allgemeine Pathologie sowie Pharmakologie und Toxikologie lehrten und prüften. In den naturwissenschaftlichen Fächern geschah dies durch entsprechende Fachvertreter der Philosophischen Fakultät. Papiermangel führte schon im September 1914 zu einer Weisung des Innenministeriums, die Drucklegung von Dissertationen zu unterlassen oder zu verschieben. Die Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium erfolgte in den einzelnen deutschen Ländern zeitlich versetzt zwischen 1900 und 1910. Eine finnische Studentin schloss 1915 in Berlin als erste Frau in Deutschland das Studium der Veterinärmedizin ab. In Gießen war dies erst 1944 der Fall. Personell waren während des Krieges in Gießen bezüglich der Veterinärmedizinischen Fakultät vor allem die Kliniken betroffen. Im Wintersemester 1915/16 standen an akademischem

Personal neben dem Ordinarius Wilhelm Pfeiffer lediglich zwei Assistenten zur Verfügung. Friedrich Gmeiner, Direktor der Medizinischen Veterinärklinik und im Februar 1915 eingezogen, war während der gesamten Kriegszeit bis zu seinem Tod im Einsatz, wobei über seine Tätigkeit nichts bekannt ist. Der Kreisveterinärarzt Wilhelm Knell (1876–1927), 1916 zum Professor ernannt, fungierte bei Ausbruch des Krieges als Direktor der Veterinärmedizinischen Poliklinik und nahm mit Unterbrechungen und in wechselnden Positionen als Stabsveterinär am Krieg teil. Nach Kriegsende war er die treibende Kraft für die Errichtung einer geburts-hilflichen Veterinärklinik. Adam Olt diente über die gesamte Kriegszeit als Stabsveterinär der Reserve. Anfangs beteiligt an der Aushebung von Pferden in Mainz unterwies er dann an der Berliner Militär-Veterinär-Akademie Tierärzte für den Einsatz an Blutuntersuchungsstellen im Feld, um später selbst eine solche Einrichtung im belgischen Arlon zu leiten. Zur Hauptaufgabe dieser Stellen gehörte die Untersuchung von Blutproben von Pferden auf Rotz, eine gefürchtete Kriegstierseuche und Zoonose. Neben seiner Tätigkeit als Veterinär gehörte Olt dem Studienrat für Flamisierung der Universität Gent an. Die Assistenten der Fakultät standen fast alle als Stabsveterinäre der Reserve im Heer.

Das wirft die Frage auf, wie sich in den Kriegsjahren der Lehrbetrieb und der klinische Alltag abspielten? Leider fehlen dazu die Quellen. Die Fakten sprechen dafür, dass Lehrveranstaltungen und Demonstrationen, viele nur auf dem Papier existent, lediglich von den wenigen Studenten besucht wurden, die keinen Kriegsdienst leisten mussten wie in anderen Fakultäten auch.

In der Weimarer Republik blieb die Veterinärmedizinische Fakultät die kleinste der Gießener Fakultäten. Die mit Unterstützung der Medizinischen Fakultät eingeleitete Neustrukturierung der Unterrichtsfächer und die Entflechtung der Kliniken schritten in den 20er Jahren durch weitere Spezialisierung fort, beispielsweise durch die 1928 eröffnete Klinik für Geburtshilfe. Vier Jahre zuvor war das zwischen 1922 und 1924 auf dem Gelände der ehema-

ligen Veterinäranstalt errichtete Veterinärhygienische und Tierseucheninstitut bezogen worden, das der 1919 in Nachfolge von Gmeiner berufene Internist Wilhelm Zwick (1871–1941) sehr erfolgreich leiten sollte. Mit seinen Forschungen schuf er die Basis des ersten Lehrstuhls für Virologie in Deutschland.

Kontakt:

Prof. Dr. Christian Giese
Institut für Geschichte der Medizin
Justus-Liebig-Universität
Jheringstraße 6
35392 Gießen



Nullzinsen müssen nicht sein!

Investmentfonds bieten
attraktive Alternativen
für jeden Anleger.

Wir beraten Sie.
Individuell, fundiert, nachvollziehbar.
Seit 1992.

FONDS UND MEHR
Lilienweg 8
35633 Lahnau
Fon 06441 44 67 364

Uwe Lehmann
Dipl.-Ökonom
Vermögensberatung
www.fondsundmehr.com

Philosophische Fakultät

**Prof. Dr. Ludwig Schlesinger
(1864–1933)
Dekan der
Philosophischen Fakultät**



Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen

Peter R. Schreiner

Das Jahr 1918 aus dem Blickwinkel eines Chemikers

1918 – Die Waffen schwiegen. Auch die chemischen. Was war passiert? Beim sogenannten „Gaskrieg“ während des Ersten Weltkrieges wurden über 100.000 Tonnen dutzender Typen chemischer Kampfstoffe eingesetzt, wodurch rund 100.000 Soldaten starben und womit über eine Million verwundet wurden. Und das obwohl die Haager Landkriegsordnung schon vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs von vielen Ländern ratifiziert und der Einsatz chemischer Kampfstoffe ausnahmslos verboten worden war. Der erste systematische Einsatz giftiger Gase als chemische Waffen¹ war der Einsatz von Chlorgas durch deutsche Truppen am 22. April 1915 in Ypern in der zweiten Flandernschlacht; dieser Einsatz war von Deutschland intensiv vorbereitet worden. In einer sich gegenseitig hochschaukelnden Eskalation setzten von da an auch die Mittelmächte in den verbleibenden Kriegsjahren immer wirksamere chemische Waffen ein. Damit hatte die sich extrem gut entwickelnde Chemie als Wissenschaft und wichtiger Industriezweig in einem makabren Sinn ihre Unschuld einer sich etablierenden wissenschaftlichen Disziplin verloren. Dies und die vielen Herausforderungen mit der Entsorgung chemischer Abfälle aus der Großindustrie, chemische Zusätze in der Lebensmittelindustrie und Zwischenfälle in der Chemikalienproduktion haben dazu geführt, dass man gerade in Deutschland ein ambivalentes Verhältnis zur „Chemie“ als Disziplin entwickelt hat. Leider hat sich dies kaum geändert und die hier angerissenen Themen könnten insbesondere in Anbetracht der Lage im Nahen Osten und der großen Herausforderungen in der Umweltpolitik (*vide infra*) auch hundert Jahre später nicht aktueller sein.

Was schwer wiegt ist, dass der Chemiker Fritz Haber als erster (wenn auch sicherlich nicht als einziger) den Einsatz von Chlor als chemischen Kampfstoff vorschlug („*Wir brauchen chemische Waffen.*“²) und dessen erste Verwendung vor Ort (!) begleitete, indem er vorschlug, wo die Chlorgasflaschen vergraben werden sollten („Habersches Blasverfahren“).³ Ungeachtet dessen erhielt er 1918 den Nobelpreis (verliehen 1919) für Chemie für die Synthese von Ammoniak aus dessen Elementen (mit dem sogenannten „Haber-Bosch-Verfahren“); Carl Bosch erhielt den Nobelpreis 1931. Das unter Habers Leitung stehende Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie und Elektrochemie⁴ wurde auch zur Entwicklung chemischer Kampfstoffe massiv vergrößert. Zum Ende des Ersten Weltkrieges arbeiteten dort über 2000 Mitarbeiter. So unglaublich es klingen mag – es gab neben Tierversuchen auch Versuche mit Freiwilligen: Wissenschaftler setzten sich dabei aggressiven Chemikalien aus, um deren Wirkung als Kampfstoff direkt am Menschen zu erproben.

Ohne das Haber-Bosch-Verfahren, mit dessen Entwicklung Haber etwa im Jahr 1904 begann, könnten heute nicht rund sieben Milliarden



Gasmaske aus dem Ersten Weltkrieg.

(Quelle: www.colourbox.com)



Typisches, modernes Düngemittel „Blaukorn“. (Quelle: www.colourbox.com)

Menschen ernährt werden, denn es ist die einzige großtechnisch lohnende Methode zur Spaltung (Reduktion) von Stickstoff zu Ammoniak, der zur Düngemittelproduktion notwendig ist. Etwa 2% der gesamten gewerblichen Weltenergieerzeugung fließt in dieses Verfahren, vornehmlich zur Herstellung von Kunstdünger (v.a. Ammoniumnitrat und Harnstoff). Dies stellt auch direkt den Zusammenhang mit den Arbeiten von Justus Liebig Mitte des 19. Jahrhunderts her, der als erster empirisch basierte darlegte, dass die Aufnahme von Stickstoff in Form seiner wasserlöslichen Salze wesentlich für das Pflanzenwachstum ist.⁵

Ohne Zweifel hatte Haber einen enormen wissenschaftlichen Durchbruch erreicht, der im wahrsten Sinn des Wortes „im verflochtenen Jahr der Menschheit die größten Verdienste erwiesen haben“ ist, so wie es Alfred Nobel zur Vergabe von Preisen aus seiner Stiftung gefordert hatte.



Polyethylene-Terephthalat-Rohlinge für Getränkeflaschen.

(Quelle: www.colourbox.com)

Allerdings stand dieses Ziel leider auch hier nicht im Vordergrund. Vielmehr ging es darum, der Munitionskrise zu begegnen, die die Deutschen aufgrund der von den Briten organisierten Seeblockade von Salpeter (wichtig für die Herstellung von Munition und Raketentreibstoffen) aus Chile abschchnitt. Haber wollte ein chemisches Verfahren entwickeln,

um durch Umwandlung von Stickstoff aus der Luft letztlich v.a. Ammoniumnitrat als Treib- und Sprengmittel herzustellen. Das ist so schwer, wie es sich anhört, denn elementarer Stickstoff (N_2) ist extrem stabil und somit kaum zu einer Reaktion⁶ zu bewegen. Dass es Haber trotzdem gelang, unter Zeit- und Erfolgsdruck ein noch heute verwendetes, katalytisches Verfahren zu entwickeln, lässt viel Spielraum für Spekulation hinsichtlich äußerer Zwänge, großzügiger Förderung und Freisetzung von Kreativität in der Wissenschaft. Dies lässt auch erkennen, warum die Chemie die „befähigende Wissenschaft“ (*the enabling science*) genannt wird.

Ein für die modernen Volkswirtschaften unabdingbarer Stoff wurde im Jahr 1918 erstmalig umfassend charakterisiert: Ethen (Ethylen).⁷ Ethen wird genutzt als Monomer für die Herstellung des wahrscheinlich wichtigsten Polymers, nämlich Polyethylen, aber auch zur Reifung von

Früchten in Lagerhäusern kurz vor deren Auslieferung und vielem mehr. Polyethylen ist extrem widerstandsfähig, was aber auch bedeutet, dass es in der Natur kaum abgebaut werden kann. Der überbordende Plastikmüll selbst an den entlegensten Stellen der Erde sind dafür trauriger Beweis.⁸

Zu den uneingeschränkt positiven Ereignissen des Jahres 1918 zählt für die Chemie unzweifelhaft die Einrichtung der „Liebig-Stipendien“ durch den Liebig-Stipendien-Verein (heute: Stiftung Stipendien-Fonds des Verbandes der Chemischen

Industrie e. V./Fonds der Chemischen Industrie), die auch heute noch vergeben werden und außerordentlich hohes Prestige genießen. In der veröffentlichten Ankündigung heißt es: „Der Verein verfolgt den Zweck, junge Chemiker, welche ihr Studium durch die Promotion abgeschlossen haben, durch Gewährung eines Stipendiums zur Übernahme einer Assistententätigkeit und dadurch zur Vervollständigung ihrer Fachbildung anzuregen.“⁹ Von der Einrichtung dieses hoch kompetitiven Stipendiums haben sowohl der Autor als auch aktuelle Nachwuchswissenschaftler/innen in den chemischen Instituten an der Justus-Liebig-Universität sehr profitiert. Mehr noch, das 2013 an Letzterer eingerichtete „Justus-Stipendium“ orientiert sich an dem ursprünglichen Liebig-Stipendium (das als Übergangsleistung für nur ein Jahr vergeben wurde), indem es eine Brücke zur Verselbständigung in der schwierigen Phase zwischen Promotion (oder Postdoc) und eigener, unabhängiger Laufbahn schlägt.

Die rückblickende Betrachtung des Jahres 1918 macht deutlich, dass manche Übel auch über ein Jahrhundert hinweg nur sehr schwer auszumerzen sind und dass Wissenschaftler/innen, insbesondere Chemiker/innen, sich immer der Janusköpfigkeit ihrer Forschungsergebnisse stellen müssen. Stoffe und Prozesse sind an sich nicht gut oder schlecht. Ohne Chlorgas gäbe es viele Produkte der Wohlstandsgesellschaft nicht. Aus der Haberschen Giftgasforschung ging letztlich die chemische Schädlingsbekämpfung hervor, ohne die man ebenfalls die heutigen Felderträge nicht einmal annähernd realisieren könnte.¹⁰ Aus Ammoniumnitrat lassen sich zwanglos und je nach Bedarf Düngemittel und Sprengstoffe herstellen. Glücklicherweise haben wir in den letzten hundert Jahren die strenge Reglementierung und den sicheren Umgang mit Chemikalien so eingerichtet, dass wir der hier beschriebenen Verantwortung deutlich leichter als in den Jahren um 1918 gerecht werden können.

Anmerkungen:

¹ „Chemische Waffen“ werden im heutigen Sprachgebrauch oft fälschlich als „Chemiewaffen“ bezeichnet. Die Chemie ist eine wissenschaftliche Disziplin, die hiermit nicht zugleich aufs Feld geworfen werden darf. Ansonsten

müsste man Kernwaffen als Physikwaffen bezeichnen, denn sie sind die direkte Konsequenz der physikalischen Forschung an der Kernspaltung [die übrigens durch Lise Meitner (Physikerin), Otto Hahn (Chemiker) und Fritz Straßmann (Physiker) 1938 ebenfalls am Kaiser-Wilhelm-Institut entdeckt wurde]. Hahn und Meitner entdeckten in diesem Zusammenhang bereits 1918 das langlebige Isotop 231 des Elements Protactinium, das eine wichtige Rolle in der radioaktiven Zerfallsreihe von Uran-235 einnimmt, siehe *Physikalische Zeitschrift* **1918**, 19, 208.

² Florian Schmalz, *Nachrichten aus der Chemie* **2015**, 63, 1073.

³ Es muss an dieser Stelle erwähnt werden, dass sich Habers Ehefrau, Clara Immerwahr, vehement gegen das sogenannte Kampfgaswesen aussprach und dies öffentlich als „Perversion der Wissenschaft“ bezeichnete. Wenige Tage nach dem ersten Giftgaseinsatz nahm sie sich mit der Dienstwaffe ihres Mannes am Morgen nach der Siegesfeier (des Angriffs bei Ypern) das Leben.

⁴ Kurz nach der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Jahr 1911 fand die Eröffnung der Kaiser-Wilhelm-Institute für Chemie und für physikalische Chemie und Elektrochemie statt. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ist die Vorgängerin der heutigen Max-Planck-Gesellschaft.

⁵ Fritz Haber verfasste hierzu eine gut lesbare Gedächtnisrede auf Justus von Liebig in *Angewandte Chemie* **1928**, 41, 891.

⁶ Für die chemisch Interessierten: die an sich exotherme Reaktion $N_2 + 3 H_2 \rightarrow 2 NH_3$ muss bei hohen Temperaturen und Drücken mittels Katalysator durchgeführt werden. Somit ist zu deren Umsetzung beträchtliche Energie nötig, und es fallen pro Tonne Ammoniak etwa 1,4 Tonnen Kohlenstoffdioxid an. Der zur Reaktion notwendige Wasserstoff wird im Regelfall aus der kontrollierten Oxidation von Methan gewonnen. Somit ist auch der Zusammenhang zwischen sicherer Energieversorgung und Lebensmittelproduktion leicht herzustellen. Es zeigt auch die Absurdität, mittels „Biosprit“ (z. B. E10 in Kfz-Treibstoffen) aus Pflanzen („power crops“), die mit Kunstdünger zum Wachsen angeregt werden, nachhaltig Mobilität gewährleisten zu wollen.

⁷ W. Malisoff, G. Egloff, *Journal of Physical Chemistry* **1918**, 23, 65.

⁸ I. Peeken, S. Primpke, B. Beyer, J. Gütermann, C. Katlein, T. Krumpfen, M. Bergmann, L. Hehemann, G. Gerdt, *Nature Communications* **2018**, 9, 1505.

⁹ C. Duisberg *Zeitschrift für Elektrochemie und angewandte physikalische Chemie* **1918**; DOI: [bb-pc.19180241](https://doi.org/10.1007/bf01180241)

¹⁰ Dies basiert auf öffentlich zugänglichen, empirischen Analysen und spiegelt nicht eine Meinung des Autors wieder.

Kontakt:

Peter R. Schreiner
Institut für Organische Chemie
Justus-Liebig-Universität
Heinrich-Buff-Ring 17
35392 Giessen
prs@uni-giessen.de



www.vereinigte-hagel.de

Die VEREINIGTE HAGEL ist mit ihrer Produktlinie Secufarm® nicht nur die Nummer 1 im Bereich der Pflanzenversicherung; sie ist zugleich deutschlandweit ein attraktiver Arbeitgeber für Absolventinnen und Absolventen der Agrarwissenschaften. Der Unternehmenssitz in Gießen mit der Justus-Liebig-Universität und ihrem Fachbereich 09 ist daher ein wichtiger Standortvorteil.



VEREINIGTE HAGEL

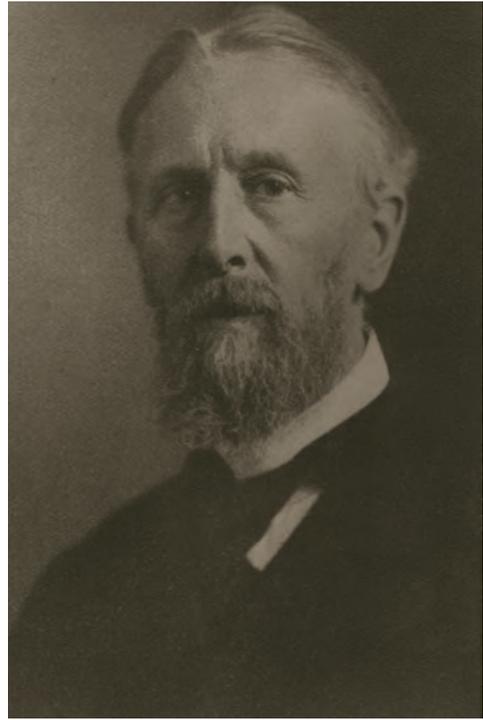
Vereinigte Hagelversicherung VVaG
Wilhelmstraße 25 • 35392 Gießen

Volker Wissemann

GHG *avant la lettre*

Der Gießener Botaniker Adolf Hansen (1851–1920) und die nationale Prioritätsfrage zu Goethes „Metamorphose der Pflanzen“

„Darum hat jeder Volksgenosse, vornehmlich aber jeder Akademiker, das Interesse und die Pflicht, zu helfen an der Pflege der Geisteswissenschaften, an der Erhaltung, Vertiefung und Verbreitung geistiger Bildung“,¹ ruft Justizrat Wilhelm Grünewald, Landtagsabgeordneter der Zweiten Kammer des Großherzogtums Hessen,² in seiner Ansprache und Funktion als Vorsitzender der neu gegründeten Gießener Hochschulgesellschaft auf der Gründungsveranstaltung am 21. 2. 1918 den anwesenden Mitgliedern zu. Unter ihnen zwei Gießener Bürger, die gemeinsam ihre private zur nationalen Frage erheben: Prof. Dr. Adolf Hansen, der als Professor für Botanik an der Universität forscht, lehrt und den Botanischen Garten leitet, und Alfred Töpelmann, Inhaber des gleichnamigen Verlags und Verlagsbuchhandlung in Gießen. Vereint im Sendungsbewusstsein akademischer Bildung in die Gesellschaft dient der eine im Ringen um die Klärung der Prioritätsfrage von Goethes Metamorphosenlehre sowohl botanischen als auch nationalen Interessen, der andere folgt seinen Interessen eines merkantil erfolgreichen Unternehmens vornehmlich auf theologisch-philosophische Bücher ausgerichtet, aber auch als Sprachorgan des Wissenstransfers der Ludoviciana. Der eine erlebt sein Lebenswerk gehemmt durch die Schwierigkeiten des Kriegs und die damit verbundenen finanziellen Engpässe zum Druck seines Manifests „Goethes Morphologie“.³ Der andere darf sich des Bildungsbewusstseins Gießener Bürger gewiss sein, indem die Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde die Finanzierung der Drucklegung übernimmt.⁴ Beiden gemeinsam dürften die Ansprachen zur Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft Balsam für die Seele sein: „Ich begrüße auf das lebhafteste die Ziele der Gesellschaft, die neben dem ideellen Zweck es sich zur Aufgabe



Carl Adolph (Karl Adolf) Hansen, *19. Mai 1851 (Altona), †24. Juni 1920 (Gießen), Prof. für Botanik an der Ludoviciana seit 1891. (Original: Porträtsammlung des Instituts für Botanik, JLU Gießen)

gestellt hat, durch Zusammenschluß der kapitalkräftigen Kreise des Hessenlandes und der Nachbargebiete die Universität in ihren stets wachsenden Aufgaben zu unterstützen“, so Staatsrat Dr. Dr. August Karl Weber,⁵ Ministerialrat im Großherzoglich Hessischen Ministerium des Innern, Darmstadt.⁶ Wesentlich nationaler gestimmt bemerkt Prof. Dr. Paul Gisevius als Rektor der Ludoviciana: „Die stille Tätigkeit des wissenschaftlichen Arbeiters an unseren Universitäten hat nichts mit dem Jagen nach Geld und Gut zu tun. Aber ein Wort der Aner-

kennung ist erfreulich und spornt zu eifriger Weiterarbeit an. In diesem Sinne begrüße ich als Rektor der Landesuniversität herzlich und warm die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität Gießen hier zum erstenmal in unseren Räumen. Ich danke Ihnen allen nicht nur für die reichen Mittel zum Ausbau des Rüstzeuges für unsere Arbeit. Ich erblicke vor allem namens der Landesuniversität mit Stolz in der Begründung der Gesellschaft die Anerkennung für das, was die Universität Gießen unserem Volke ihrerseits gewesen ist. Ich lese den Gedanken heraus, daß noch mitten im Kriege die stolze und sichere Erwartung in unserem ganzen Volke feststeht, daß wir einem vollen Siege, und daß wir einer neuen Blütezeit entgegengehen. Ich sehe, daß die Freunde und Förderer der Universität Gießen den festen Willen zur Erreichung weiterer schöner Ziele mit uns teilen und tatkräftig dabei mithelfen wollen. Das soll unsere Ludoviciana nie vergessen und durch doppelten Eifer stets zu vergelten suchen.“⁷

Der Oberbürgermeister der Stadt Gießen, Karl Keller, verknüpft Stadt und Universität zu einer

Einheit: „Vollends heute hat der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und praktischem Leben sich deutlich erwiesen. Aufgerufen im Drange der Kriegsnot, hat die Wissenschaft überraschend schnell dringende Probleme gelöst und dadurch unserem Volke in hohem Grade genützt. Mehr als je arbeitet heute und in Zukunft die Wissenschaft im Dienste des Vaterlandes. Wenn Handel, Industrie und Landwirtschaft neue Wege und andere Methoden suchen müssen, so steht die deutsche Wissenschaft mit der Fülle ihrer Erkenntnis und dem ganzen Rüstzeug ihrer geistigen Kraft bereit, zu forschen und zu helfen, daß dem Wollen, ja dem harten Müssen glückliches Vollbringen und sicheres Können folge.“⁸

Adolf Hansen befindet sich in der Endphase seines Lebenswerks. Mehr als ein Jahrzehnt hatte er, der ein ausgewiesener Pflanzenphysiologe und Pflanzeogeograph⁹ war, ein profunder Kenner der Heil-, Gift- und Arzneipflanzen sowie der Ernährungslehre der Pflanzen, sich seit 1904 mit der Metamorphosenlehre Goethes beschäftigt.¹⁰ Auslöser war eine bereits 1885¹¹ erschienene Schrift des Prager Botanikers Ladis-

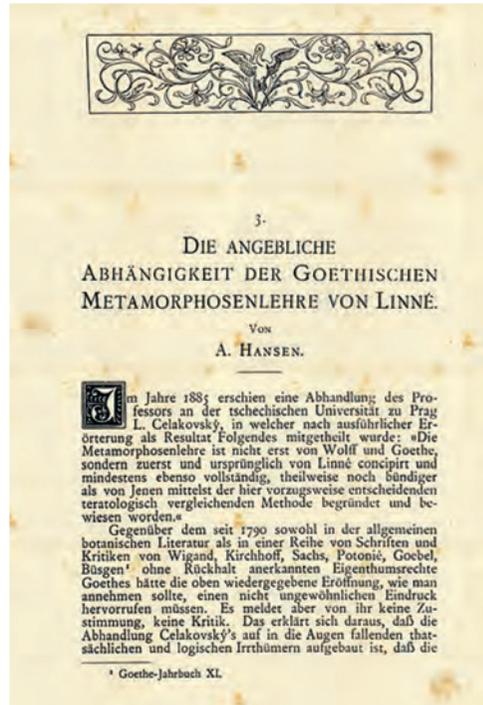


Postkarte zur Erinnerung an die 1000. Immatrikulation im Sommer 1902 unter dem Rektorat von Adolph Hansen. (Original: Slg. Wissemann)

lav Čelakovský, in der über die Priorität des Gedankens zur Metamorphose der Pflanze nachgedacht wurde. Der Gedanke selbst war nicht neu, schon 1846¹² hatte der Marburger Botaniker Albert Wigand umfassend in seiner Dissertation diese Frage behandelt und ausführlich die Gründe dargelegt, wieso Goethes Metamorphosenlehre eine wesentliche Erweiterung und Erneuerung zu Fragen der Organogenese bei Pflanzen war, im Unterschied zu Linnés Cortex-Medulla-Theorie. Auch Alfred Kirchoff hatte sich 1867 hiermit befasst und Goethes Metamorphosenlehre mit den Arbeiten Caspar Friedrich Wolffs über den Weißkohl verglichen.¹³

In beiden Fällen wurde das Prozesshafte in Goethes Gedanken anerkannt. Čelakovský nahm jedoch im Wesentlichen Bezug auf das sehr kurze, aus 25 Lehrsätzen bestehende Kapitel „Metamorphosis Vegetabilis“¹⁴ aus Linnés Lehrbuch der Botanik „Philosophia Botanica“ sowie auf die drei von Linné herausgegebenen Dissertationen von Nils Dahlberg (1755), Henrik Ullmark (1760) sowie Johann Jakob Ferber (1763).¹⁵ In diesen Texten entwickelte Linné seine Cortex-Medulla-Theorie, die die Entstehung einzelner Blütenbestandteile aus den Geweben des Pflanzensprosses erklärt. Der Blütenkelch entstand für Linné aus der äußersten Rinde (Cortex) des Sprosses, die Blütenblätter aus der darunterliegenden Gewebeschicht, die Staubfäden entsprangen den Fasern des Pflanzengewebes und die Samenanlagen dem Mark (Medulla). Goethe hingegen betonte weniger die einzelnen Gewebe als vielmehr die Prozesse, die dazu führten, aus einer Grundeinheit Vielfalt entstehen zu lassen. Gerade die Betonung eines Entwicklungsprozesses, die Verwandlung, die Metamorphose ist es, die Goethes Konzept zur Erklärung der Vielgestaltigkeit organischen Lebens deutlich unterscheidet von Linnés eher mechanischer, quantitativer Sichtweise.¹⁶

1903 nimmt die Goethe-Linné-Metamorphosendiskussion wieder an Fahrt zu und wird in den Veröffentlichungen zunehmend national konnotiert. Auslöser ist eine Zeitungsnotiz in der Osloer Tageszeitung „Aftenposten“ vom 13. September 1903:¹⁷ „Die Metamorphosenlehre hat seinerzeit eine sehr große Bedeutung

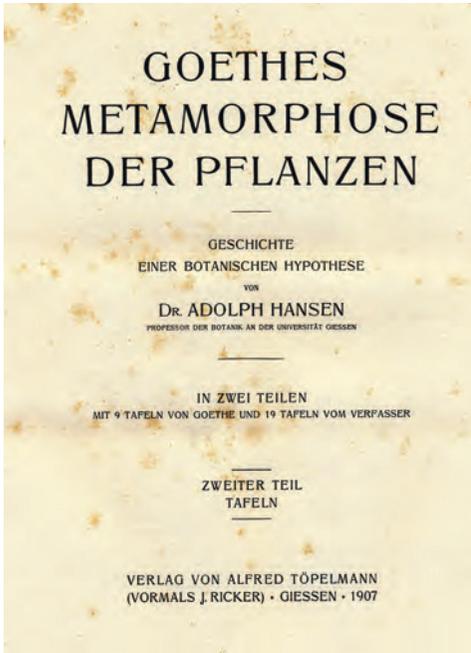


Adolph Hansen (1904): Die angebliche Abhängigkeit der Goethischen Metamorphosenlehre von Linné. Goethe-Jahrbuch (Geiger, Frankfurt) 25: 128–141.

(Original: Slg. Wissemann)

für die Entwicklung gewisser Theile der wissenschaftlichen Botanik gehabt und Julius Sachs, sowie nach ihm spätere deutsche Verfasser sprechen auch von der durch Goethe begründeten Metamorphosenlehre. Manche räumen freilich ein, daß Goethe einen Vorgänger gehabt habe, allein dies soll ebenfalls ein Deutscher, nämlich Caspar Friedr. Wolff gewesen sein. In Wirklichkeit hat jedoch Linné die Grundprincipien der Metamorphosenlehre aufgestellt, was auch schon 1885 von dem böhmischen Botaniker Čelakovský bewiesen worden. Deutsche Arbeiten verschweigen dies beharrlich und Goethe und Wolff werden weiter als Begründer der Metamorphosenlehre gepriesen.“

Adolph Hansen greift in Gießen den ausgeworfenen Köder auf. Der böhmische Wissenschaftler Čelakovský, der norwegische Botaniker Nordal Wille und der dänische Pflanzenwissenschaftler Eugen Warming stehen auf der einen



Adolph Hansen (1907): Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese. Tafelband mit 9 Tafeln von Goethe und 19 Tafeln vom Verfasser. (Original: Slg. Wissemann)

Seite, Hansen alleine auf der anderen Seite. Aber es ist nicht zuerst der nationale Gedanke, der Hansen treibt, sondern seine Liebe zur Wahrheit, zur sachlichen, wissenschaftsorientierten Analyse und Kritik. Hansen wendet sich mit voller Kraft seinem letzten Lebensthema zu. 1904 erscheint die Replik auf die Notiz im Aftenposten von 1903. 1907 dann das Hauptwerk „Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese“,¹⁸ Ergebnis eines jahrelangen und intensiven Studiums der Werke und Sammlungen Goethes, häufig in Weimar. Es gelingt Hansen, die Illustrationen Goethes zur Metamorphose wieder zu entdecken und zu publizieren. Sie begeistern ihn so sehr, dass er die Gelegenheit nutzt, mit Hilfe Alfred Töpelmanns auch neue Zeichnungen im Stil der Goetheschen Metamorphosenzeichnungen zu erstellen und zu veröffentlichen. Rückblickend sieht er diese beiden Publikationen 1907 (Textband und Tafelband) als Faktensammlung,¹⁹ umfangreich genug, um Goethes Metamorphosenlehre wieder zu rehabilitieren, zumindest sind die Gegner der Botanikerzunft vorerst ruhig gestellt und verstummt.

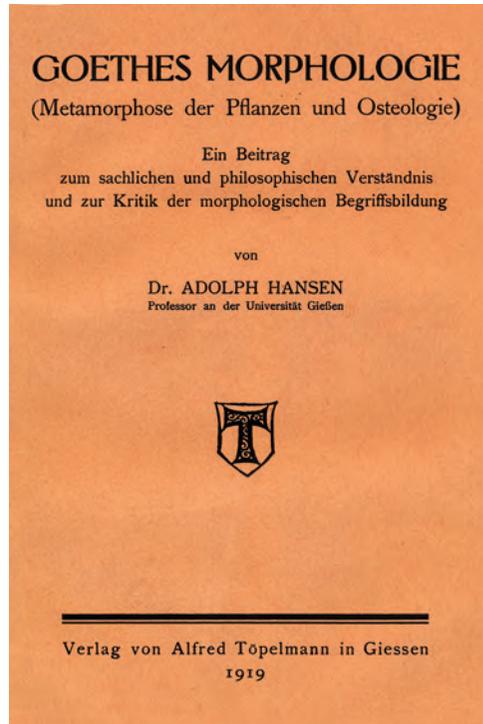


Tafel 12 aus Hansen 1907: Darstellung einer (1) zygomorphen Orchideenblüte (*Cypripedium spec.*, Frauenschuh) und einer (2) radiären Blüte der Blauen Passionsblume (*Passiflora caerulea*), Zeichnung durch A. Hansen. (Original: Slg. Wissemann)

Hansen aber fehlte in seiner Gesamtschau noch ein Werk, das Raum gab für wissenschaftstheoretische und philosophische Anmerkungen zum Thema der Metamorphosenlehre. Auch wenn aus heutiger Sicht explizit philosophische Anmerkungen fehlen, ist die nun entstehende Schrift über „Goethes Morphologie“ jedoch ein Buch, das die Verbindung schafft zwischen der Hypothese der Metamorphose und der praktischen Anwendung in der botanischen Forschung. Hansen ist am Ziel angekommen, er hat seinen fachlichen Beitrag geliefert und seinen gesellschaftlichen Auftrag bzw. seine Pflicht wahrgenommen, aus dem akademischen Leben heraus in die Gesellschaft zu wirken.

Im Duktus passt seine letzte Arbeit in die Zeit, in eine Gemengelage aus Fachwissenschaft und nationaler Verantwortung. 1914 war die Schrift „Goethes Morphologie“ abgeschlossen, der 1. Weltkrieg verhinderte die Publikation.

1918 ist die Zeit reif für dieses Buch und es passt genauso nahtlos zu den Gründungsbestrebungen innerhalb der Gießener Hochschulgesellschaft, wie auch in das Programm einer bürgerlich-akademischen Gesellschaft, der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, die es zum Druck befördert. Alfred Töpelmann wird es gefreut haben, denn die Ansprache von Staatsrat Dr. Dr. August Karl Weber anlässlich der Gründung der GHG ließ im Hinblick auf Geschäfte mit Druckerzeugnissen aus den Federn der Professorenschaft der Ludoviciana Gutes hoffen: *„Und dennoch gehe ich mit der Denkschrift dahin einig, daß es nicht Aufgabe der Gesellschaft sein kann, den Staat finanziell zu entlasten. Der Staat wird sich seiner Pflicht, die Landesuniversität zu halten und zu stützen, ihre Einrichtungen zu verbessern, zu vervollständigen und zu fördern, so daß die Landesuniversität Gießen ihre Stellung unter den Schwesteranstalten in Ehren behaupten kann, stets bewußt bleiben und danach handeln. Dennoch bleibt aber noch ein weites Feld der Tätigkeit für die heute begründete Gesellschaft, hinsichtlich dessen ich nur auf die beispielsweise in der Denkschrift angegebenen Ziele verweisen darf. Um diese schönen Aufgaben zu erfüllen, können die zu sammelnden Kapitalien gar nicht groß genug sein.“*²⁰ Adolph



Adolph Hansen: Goethes Morphologie, Gießen 1919. (Original: Slg. Wissemann)

Hansens Beiträge zur Diskussion der Metamorphosenlehre waren das Programm der GHG *avant la lettre*.

Anmerkungen:

¹ Grünewald, W. (1918) Bericht über die Gründung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft). Brühl'sche Universitäts-Buch und Steindruckerei R. Lange, Gießen: 13

² <https://www.lagis-hessen.de/pnd/129909475>

³ Hansen, A. (1919) Goethes Morphologie (Metamorphose der Pflanzen und Osteologie) – Ein Beitrag zum sachlichen und philosophischen Verständnis und zur Kritik der morphologischen Begriffsbildung. Alfred Töpelmann, Giessen, 198 S.

⁴ „Diese Arbeit lag bei Beginn des Krieges fast druckfertig vor. Zu meinem Bedauern fand ich in den viereinhalb Kriegsjahren keinen Verleger, was sich verstehen läßt, da schon in Friedenszeiten die Drucklegung wissenschaftlicher Arbeiten aus Scheu vor den Druckkosten oft jahrelang verhindert wurde, weil das Bildungsbedürfnis des deutschen Volkes leider fast ausschließlich schönwissenschaftlicher Natur ist. Schon die völlige Einsargung im Schreibtisch voraussehend, bin ich der Oberhessischen

Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu großem Dank verpflichtet, welche die Arbeit durch Aufnahme in ihre Berichte vor völligem Verschwinden bewahrte, was ihr außer mir mancher Leser danken wird. (Hansen 1919: Vorwort)

⁵ <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/rsrec/sn/bio/register/person/entry/wachter%252C+marie+von-%252C+geb.+weber>

⁶ Weber, A. (1918) a.a.O.: 17, s. Fußnote 1.

⁷ Gisevius, P. (1918) a.a.O.: 20–21, s. Fußnote 1.

⁸ Keller, K. (1918) a.a.O.: 23, s. Fußnote 1.

⁹ Unter A. Hansen erlebte der Botanische Garten Gießen eine ungeheure Blüte. Fasziniert von der Vielfalt der Pflanzen weltweit ließ Hansen jährlich mehrere Tausend einjährige Blütenpflanzenarten neu anziehen. 1901/1902 war Hansen zugleich Rektor der Ludoviciana. In seiner Rektoratsrede 1902 widmete sich Hansen der Entwicklung der Botanik seit Linné. http://www.historische-kommission-muenchen-editionen.de/rektoratsreden/pdf/Giessen_1902_Hansen_Botanik_seit_Linne.pdf

¹⁰ Hansen, A. (1904) Die angebliche Abhängigkeit der Goethischen Metamorphosenlehre von Linné. Goethe-Jahrbuch (Geiger, Frankfurt) 25: 128–141.

¹¹ Čelakovský, L. (1885) Linné's Anteil an der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen. Botanische Jahrbücher für Systematik, Pflanzengeschichte und Pflanzengeographie. Wilhelm Engelmann, Leipzig, 6: 14–186.

¹² Wigand, A. (1846) Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze. Inauguraldissertation zur Erwerbung der Doctorwürde und der venia docendi, eingereicht bei der philosophischen Fakultät zu Marburg. O.V., Marburg, 131 S.

¹³ Kirckhoff, A. (1867) Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Göthe. Zweiter Jahresbericht über die Luisenstädtische Gewerbeschule in Berlin: 1–33.

¹⁴ Linnaeus, C. (1751) Philosophia Botanica. G. Kiesewetter, Stockholm: 310.

¹⁵ Linnaeus, C. (Hrsg.) Metamorphosis plantarum (Nils E. Dahlberg, Uppsala 1755) In: Amoenitates academicae

seu dissertationes variae Physicae, Medicinae, Botanicae, antehac seorsim editae, nunc collectae et auctae, cum tabulis aenaeis. Bd. 4, L. Salvius, Stockholm 1759: 368–386. Linnaeus, C. (Hrsg.) Prolepsis plantarum (Henrik Ulmar, Uppsala 1760) In: Amoenitates academicae seu dissertationes variae Physicae, Medicinae, Botanicae antehac seorsim editae nunc collectae et auctae, cum tabulis aenaeis. 2. Aufl. (Schreber) Bd. 6, J. J. Palm, Erlangen 1789: 324–341. Linnaeus, C. (Hrsg.) Prolepsis plantarum (Johann Jacob Ferber, Uppsala 1763) In: Amoenitates academicae seu dissertationes variae Physicae, Medicinae, Botanicae antehac seorsim editae nunc collectae et auctae, cum tabulis aenaeis. 2. Aufl. (Schreber) Bd. 6, J. J. Palm, Erlangen 1789: 365–383.

¹⁶ Büsgen, M. (1890) Über Goethes Botanische Studien. Goethe-Jahrbuch (Geiger, Frankfurt) 11: 145–158. Stevens, P.F., Cullen, S.P. (1990) Linnaeus, the cortex-medulla theory, and the key to his understanding of plant form and natural relationships. Classen-Bockhoff, R. (2001) Vom Umgang mit der Vielfalt – eine kurze Geschichte der Pflanzenmorphologie. Wulfenia 8: 125–144.

¹⁷ Zitiert nach Hansen 1904: 129, s. a. Geus, A. (1993) Die Kontroverse zwischen dem Botaniker Karl Adolph Hansen (1851–1920) und Houston Stewart Chamberlain (1855–1927) über Goethes Metamorphosenlehre. Medizinhistorisches Journal 28, Heft 2/3: 165–172.

¹⁸ Hansen, A. (1907) Goethes Metamorphose der Pflanzen. Geschichte einer botanischen Hypothese. In 2 Teilen, Verlag Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), Gießen. Textband 380 S., Tafelband mit 9 Tafeln von Goethe und 19 Tafeln vom Verfasser.

¹⁹ „Wie in einer Früheren größeren Arbeit mehr historischen Charakters über denselben Gegenstand [...]“ Hansen 1919: 2. a.a.O.: Fußnote 3.

²⁰ Weber, A. (1918) a.a.O.: 17–18, s. Fußnote 1.

Kontakt:

volker.wissemann@bot1.bio.uni-giessen.de

Adriaan Dorresteyn

Ein Tag im Leben eines Zoologen

Eine semi-fiktive Erzählung über Johann Wilhelm Spengel am Tag der Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft

Zum zweiten Mal auf seinem Fußweg ins Institut stellte er den Kragen seines Mantels hoch. An diesem 21. Februar 1918 fegte ein eiskalter Wind durch die Straßen Gießens. Wie nach jedem Wochenende trug er die typische flache Ledertasche mit den zuhause bearbeiteten Manuskripten, die ihm als Herausgeber der Zoologischen Jahrbücher zur Begutachtung zugeschickt wurden, mit der gebührenden Fassung eines Hochschullehrers mit sich. Auch wenn die Fäustlinge sie schützten, waren seine Hände doch kalt. Seine Gedanken gingen zurück an die oft strengen Winter in seiner Jugendzeit in Hamburg-Altona. Er schmunzelte, als er die damaligen Bilder der Schlittschuhläufer auf der zugefrorenen Innenalster wieder in Erinnerung rief, die er fast devot in einem Fotoalbum daheim aufbewahrte; schließlich war darunter auch ein Bild seiner späteren Frau Anna. Ja, Anna. Er hat sie geheiratet und das nie bereut. Trotz einer leichten Grippe hatte sie ihm zwei Tage zuvor an seinem Geburtstag noch einen leckeren Kuchen gebacken und ihm mit einem Bildband über das Naturhistorische Museum in Berlin dazu noch ein schönes Geschenk gemacht. Zum echten Feiern mit den beiden Töchtern war es an jenem Samstag aber nicht gekommen.

Es waren noch etwa zweihundert Meter bis zum Institut, als von der Alicenstraße sein ehemaliger Habilitand Hubert Erhard um die Ecke kam. Spengel erhöhte die Schrittfrequenz, holte ihn nach fünfzig Metern ein und klopfte ihm auf die wegen der Kälte hochgezogene Schulter. „Werter Herr Geheimrat“ stieß Erhard beim Umdrehen aus und gratulierte ihm nachträglich zu seinem Geburtstag. Obwohl Spengel die Bezeichnung Geheimrat nicht so gerne hörte, mochte er Erhard sehr und bedauerte, dass dieser durch die Wirrungen der Kriegsjahre zunächst im Heer und dann als Feldunterarzt im

Klinikum der Ludwigs-Universität gelandet war. Wenigstens die Lehre der Physiologie der Tiere konnte in seiner Person dadurch gesichert werden. Der universitäre Alltag hatte in den vergangenen vier Jahren gewaltig gelitten und obwohl beide Wissenschaftler darum wussten, vermieden sie eine ernsthafte Konversation und unterhielten sich am frühen Morgen über familiäre Themen. Mittlerweile waren beide bei den Stufen im Aufgangsbereich der Neuen Anatomie in der Bahnhofstraße 84 angekommen. Hubert Erhard verabschiedete sich und setzte seinen Fußweg in Richtung Klinikum fort. Wie an anderen Tagen schaute Spengel auf dem kleinen Holztisch im Flurbereich nach der Post, aber so knapp nach dem Wochenende war wohl kaum damit zu rechnen. Spengel nahm mit Interesse einen mit Schönschrift zu seinen Händen adressierten Umschlag und eine Ansichtskarte aus Rostock hoch und ging danach



Der Zoologe Johann Wilhelm Spengel um 1910 als Institutsleiter in Gießen. (Foto: Institutsarchiv der Zoologie)

ZOOLOGISCHE JAHRBÜCHER.

ZEITSCHRIFT

FÜR

SYSTEMATIK, GEOGRAPHIE UND BIOLOGIE
DER THIERE.

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. J. W. SPENDEL
IN BREMEN.

ERSTER BAND.

MIT 16 TAFELN UND 39 HOLZSCHNITTEN.

—H—

J E N A

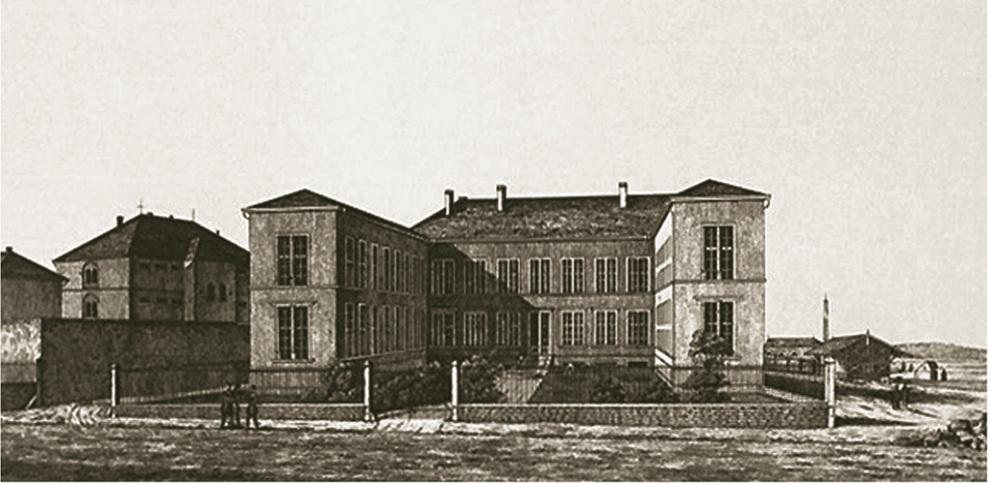
VERLAG VON GUSTAV FISCHER.

1886.

*Zoologisches Institut
Giessen*

Jnv. B343 B/1

Der erste Band der Zoologischen Jahrbücher – eine weltweit hoch angesehene Fachzeitschrift – wurde von Johann Wilhelm Spengel im Jahr 1887 herausgegeben. Im gleichen Jahr wechselte Spengel von Bremen nach Gießen, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1921 weitere 42 Bände herausgab. Ab Band 44 im Jahr 1922 übernahm sein Nachfolger und früherer Mitarbeiter Siegfried Becher die Rolle des Herausgebers. Wegen der Vielfalt der Themen wurden die „Zoologischen Jahrbücher. Abteilung für Systematik, Ökologie und Geographie der Tiere“ bereits im Jahr 1888 um eine weitere Reihe „Zoologische Jahrbücher. Abteilung für Anatomie und Ontogenie der Tiere“ ergänzt. Ab 1910 entstand dann zusätzlich noch die Reihe „Zoologische Jahrbücher. Abteilung für allgemeine Zoologie und Physiologie der Tiere“. Die steigenden Druckkosten und fallenden Bibliotheksetats der Hochschulen und Forschungsinstitute führten dazu, dass die Serien „Zoologische Jahrbücher“ im Jahr 1993 eingestellt wurden.



Das zoologische Institut befand sich vor hundert Jahren im ersten Stock der „Neuen Anatomie“ an der Bahnhofstraße 84. Dieses stilistisch schöne Gebäude wurde in der Bombennacht am 6. 12. 1944 vollständig zerstört. Die rechte Seite des damaligen Gebäudes wäre auf der Standfläche der modernen Hauptpost von heute, d.h. nordwestlich vom heutigen Mathematikum (aus Glaser und Henze, 2005).



Im zoologischen Institut befand sich der schlauchförmige Kursraum. Zur Unterstützung des Unterrichts hingen an der linken Wand eine Vielzahl von themenbezogenen Wandkarten, die nahezu alle unter der wissenschaftlichen Leitung von Rudolf Leuckart (1822–1898), der das Gießener zoologische Institut von 1850 bis 1869 leitete, entstanden waren. Diese Tafel boten in einer fantastischen Klarheit jene Aspekte der Anatomie tierischer Organismen, die für das Erlernen der Baupläne und Lebenszyklen notwendig waren (aus Rosenberg, 1928; mit Dank an Frau Dr. Felschow).

über die schmale Treppe in den ersten Stock, wo sich das Zoologische Institut befand. Auch wenn man die Augen zu hätte, konnte man den Eingangsbereich des Instituts riechen. Die Lösungs- und Einbettungsmittel für die klassische Histologie vermittelten eine leichte Identifikation der üblichen zoologischen Arbeitsmethoden und machten eine rein olfaktorische Wegfindung möglich.

Die Tür seines ehemaligen Mitarbeiters und Privatdozenten Siegfried Becher stand sperrangelweit auf. In früheren Jahren hatte Becher ihn hier Jahr für Jahr zum Geburtstag überrascht. Einmal sprang dieser schwungvoll in den Flur, so dass die Dielen des Holzbodens hörbar knirschten. Becher hatte seinen Vorgesetzten mit der ihm eigenen Herzlichkeit gratuliert und scherzte dann meist noch über das erreichte Alter. Spengel hat diese Spontanität sehr gemocht und er vermisste Becher, der vor vier Jahren als Ordinarius an die Philosophische Fakultät der Universität Rostock berufen wurde, sehr. Rostock, das war das Signal, die gerade eingetroffene Ansichtskarte anzusehen. Spengels Mundwinkel richteten sich nach oben, als er die überschwänglichen Glückwünsche von Siegfried Becher zu seinem 66. Geburtstag las. In Gedanken kamen nun auch einige der anderen Damaligen: Max Hartmann, Reinhard Demoll, Jan Versluys, Adalbert Seitz, Arthur Looss ... Wie würde es ihnen und den über dreißig ehemaligen Doktoranden gehen? Manche waren in sicheren Positionen, einige aber auch in der Gefahr des Kriegsgeschehens. Dann realisierte er, dass die Zeit drängte und schaute nervös auf die silberne Taschenuhr, die sich in der Weste unterhalb seines dicken Mantels befand. Zehn vor acht. Rasch drehte er sich um und lief in Richtung Dienstzimmer. Dort legte er Mantel, Schal und Mütze ab und griff zum einfachen Talar. Im kleinen Notizbuch auf seinem Schreibtisch überprüfte er das Thema der heutigen Vorlesung. Es war ja die letzte Vorlesung und Übung in diesem Wintersemester. In der Reihe Zoologie und Vergleichende Anatomie standen heute die Gastropoden¹ zentral. Mit Vorfreude stieg er in den Hörsaal hinab. Vor wenigen Jahren hatte Hugo Schmidt – Präparator am Institut – ein überdimensionales Modell der inneren Anato-

mie der Gastropoden angefertigt. Kurz vor Kriegsbeginn hatte Spengel angeregt, die Organe in unterschiedlicher Farbe, aber für die Darstellung des Nervensystems eine einheitliche helle Farbe für Ganglien und Nervenbahnen zu wählen. Und nun zeigte das selbst entwickelte Modell fast in Perfektion, wie die Asymmetrie der Schnecken zu Stande kommt und das nicht nur im Eingeweidesack, sondern – und besonders klar – im Nervensystem als Folge der Streptoneurie. Voller Bewunderung standen auch einige der wenigen gebliebenen Studierenden vorne am Pult. Einige fertigten mit kleinen Handskizzen auf Notizblöcken Skizzen aus unterschiedlichen Ansichten an, denn man wusste um die Bedeutung der Modelle in Spengels Vorlesungen und wie es ihm mit Akribie gelang, die Details peu à peu den Studierenden nahe zu bringen. Auch diesmal faszinierte Spengel die Hörschaft, weil er über jene Begabung verfügte, die Fakten schrittweise zu einer für Studierende verständlichen Synthese zu bringen. Die Studierenden waren leicht überrascht, als das Plädoyer des Hochschullehrers zehn Minuten vor Vorlesungsschluss verstummte. „Bevor ich Sie heute ins zoologische Großpraktikum schicke“, ... hier stockte die Stimme Spengels zunächst, denn er war sich unsicher, ob er sich als Geheimrat im politischen Sinne äußern sollte. Aber er führte alsbald und moderat fort „... möchte ich mich von Ihnen in die Semesterferien verabschieden und die Hoffnung aussprechen, dass wir die Kriegsjahre bald überstanden haben. Jeder von Ihnen kennt die Verluste, die wir in der Bevölkerung und in der Infrastruktur unserer Gesellschaft erlitten haben. Auch unsere Ludwigs-Universität ist hier in höchstem Maße betroffen. Es wird Jahre dauern und viele kluge Köpfe brauchen, bis wir an jene Prosperität von knapp nach der Jahrhundertwende anknüpfen können. Aber vor Allem werden wir die finanziellen Ressourcen für den Wiederaufbau der Gesellschaft, für die Unterstützung der Bedürftigen und der Geschädigten brauchen. Besonders dankbar bin ich deswegen, dass wir am heutigen Tag die Gründungsveranstaltung der Freunde und Förderer der Ludwigsuniversität begehen. Diese Gießener Hochschulgesellschaft birgt in sich das Potenzi-

al, zukünftig finanzielle Mittel in jene Bereiche unserer Universität zu spenden, die aus der staatlichen Finanzierung nicht erbracht werden können. Ich bin Herrn Kollegen Geheimrat Behaghel für diese Initiative sehr dankbar. Mögen die Erfolge dieser fördernden Hochschulgesellschaft der Universität und ihrer Belegschaft dienlich sein – und Ihnen, verehrte Studierenden. Bleiben Sie der Wissenschaft treu und lernen Sie gut.“ Mit einem freundlichen Nicken verabschiedete sich Spengel und spazierte unter Beifall aus dem Hörsaal.

Nachwort

Mit den wenigen Sätzen zuvor versucht dieser Autor den für ihn vorbildlichen Hochschullehrer und Zoologen Johann Wilhelm Spengel (1852–1921) kurz zum Leben zu erwecken und ihn in dem damaligen Kontext der Zeitgeschichte agieren zu lassen. Die Zeiten waren nicht einfach und für den hoch dekorierten und international hoch angesehenen Spengel² war es sicher schmerzhaft zu erleben, wie der für die Gießener Zoologie übliche Zustrom von internationalen Jungforschern bröckelte. Auch durch die Rufannahmen seiner früheren Getreuen Siegfried Becher (Rostock), Jan Versluys (Gent), Reinhard Demoll (Karlsruhe) und durch den Kriegsdienst (z.B. Max Rauther und Präparator Hugo Schmidt) war das Institut in dieser Zeit in fast trister Weise unterbesetzt. Trotz der Beendigung der Kriegshandlungen gegen November 1918 konnte Spengel ein vollständiges Wiederaufblühen seiner Universität und der darin beheimateten Zoologie nicht erleben. Er starb am 13. April 1921. Wie sehr hätte er sich gefreut, wenn er die vorzügliche Entwicklung der Gießener Hochschulgesellschaft und seiner Universität hätte heute in Augenschein nehmen können. Viele dieser Entwicklungen sind Dank der Herausgabe der Gießener Universitätsblätter in den Berichten der Präsidenten sowie in hochwertigen historischen Publikationen und Festschriften festgehalten, sodass wir eine fast lückenlose Chronik unserer Justus-Liebig-Universität in bester Druckqualität vorfinden. Einige dieser Publikationen (z.B. Ankel 1970) bildeten auch das Gerippe für die rekonstruierte Anekdote oben.

Zum 100-jährigen Jubiläum gratulieren die Zoologen ganz herzlich und wünschen unserer GHG ein gedeihliches weiteres Jahrhundert.

Quellen:

- Ankel, WE (1957) Zur Geschichte der wissenschaftlichen Biologie in Gießen. In: Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule: 1607–1957; Festschrift zur 350-Jahr-Feier. Gießen, 308–340
- Ankel, WE (1970) Zu J.W. Spengels Zeiten. Gießener Universitätsblätter 1, 10–18
- Glaser, HSR, Henze, M (2005) Metschnikow, Phagozyten und Gießen. Gießener Universitätsblätter 38, 69–74
- Götting, K-J (2006) Malakozologie in Gießen. Mitt. Dtsch. Malakozool. Ges. 76, 1–26
- Rosenberg, L (1928) Die Universität Gießen, ihre Entwicklung und ihre Anstalten. Lindner-Verlag. Düsseldorf, pp 92
- Schmidt, WJ (1952) Johann Wilhelm Spengel in seinem Kreise am Zoologischen Institut Gießen. Nachr. Gießener Hochschulgesellschaft 21, 128–142
- Spengel, JW (1881) Die Geruchsorgane und das Nervensystem der Mollusken. Ein Beitrag zur Erkenntnis der Einheit des Molluskentypus. Z. Wiss. Zool. 35, 333–383
- Wessing, A (1984) Zoologie in Gießen. Verh. Dtsch. Zool. Ges. 77, 1–5

Anmerkungen:

¹ Die Gastropoden (im Volksmund Schnecken) bilden eine interessante taxonomische Einheit innerhalb der Mollusken (Weichtiere). Durch eine Torsion der inneren Organe im Eingeweidesaack verlagern sich auch die Nervenbahnen und deren Ganglien so, dass es zu einer Überkreuzung der Konnektive und einem Verlust der Bilateral-symmetrie kommt. Diese Streptoneurie wurde von Spengel (1881) detailliert beschrieben und kann als starkes Argument für die Evolution nach der Lehrmeinung von Charles Darwin betrachtet werden.

² Spengel war bei Rufannahme im Jahre 1887 gerade mal 35 Jahre alt und hatte schon damals (vielleicht auch durch die Hochzeit mit seiner dänischen Frau Anna Petersen) gute Verbindungen zu skandinavischen Forschern. Seine internationalen Kontakte wurden aber kurz vor Rufannahme während seiner Tätigkeit als Schriftführer an der Meeresstation von Neapel (Leitung: Anton Dohrn) geweitet. Er war Initiator und Herausgeber der renommierten Zoologischen Jahrbücher und war Gründungs- und Präsidiumsmitglied der Deutschen Zoologischen Gesellschaft. Als Hochschullehrer war er international für seine beispielhafte Lehre bekannt. Als Rektor der Ludwigs-Universität und als Mitglied in der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Stockholm gestaltete er exzellente Bedingungen für die Entwicklung der Wissenschaft. Darüber hinaus war er auch Gründungsmitglied der Gießener Hochschulgesellschaft.

Kontakt:

Adriaan.Dorresteyn@allzool.bio.uni-giessen.de



MENGES

Ihre Immobilie. Unsere Leidenschaft.

seit
1987



Ein Zuhause
ist mehr als
vier Wände
und ein Dach.

www.cr-menges.de

Seit über 30 Jahren sorgen wir als regionaler Experte dafür, dass unsere Kunden das passende Zuhause finden. Ob Kaufen, Verkaufen oder Mieten – durch unsere hohe Marktkenntnis sind wir der richtige Ansprechpartner für Sie. Ihre persönliche Betreuung liegt uns dabei besonders am Herzen.

Ihre Immobilie ist unsere Leidenschaft. Sprechen Sie uns an.

Claus R. Menges GmbH

Alicenstraße 18 · 35390 Gießen · Tel. 0641/97466-0

Verkaufen.

Vermieten.

Verwalten.

Armin Bohnet

Das Fach Wirtschaftswissenschaften im Jahr 1918 an der Universität Gießen

Gemessen an der derzeitigen Größe und Vielfalt angebotener Studienschwerpunkte am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften spielte die Staatswissenschaft – so die Kennzeichnung des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums im Vorlesungsverzeichnis des Jahres 1918 – eine außerordentlich bescheidene Rolle. Zugeordnet der Philosophischen Fakultät, ausgestattet mit nur einer Professur, als Nebenfach für die Disziplinen Jura, Forst und Landwirtschaft gedacht und deshalb ohne eigenen Studienabschluss, war die Staatswissenschaft im Kanon der übrigen Studien ein eher schmückendes Beiwerk als ein Studienschwerpunkt mit Gewicht.

Erschwerend für die Entwicklung der Staatswissenschaft kam hinzu, dass August Skalweit, ordentlicher Professor und Direktor des Staatswissenschaftlich-statistischen Seminars, schon 1916 von seinem Amt beurlaubt worden war. Zwar wurde er zunächst als nicht kriegs- oder in der Heimat garnisonsdienstfähig befunden. Wegen seiner fundierten Kenntnisse auf dem Gebiet der Ernährungswirtschaft wurde er aber schon bald mit der Aufgabe betraut, Konzepte zur Brotgetreidebewirtschaftung und Fleischbewirtschaftung (in Kriegszeiten) zu entwickeln und teilweise auch in der Politik umzusetzen. Als er dann im Spätsommer 1916 eine Einberufung in das Kriegsernährungsamt in Berlin erhielt, wo er als Experte für den Bereich der Kriegsernährungswirtschaft im Reich zuständig war, musste ihn die Universität beurlauben und sich um eine Vertretung kümmern.

Diese Lösung erwies sich insoweit als Glücksfall, als der Freiburger Privatdozent Götz Anton Briefs für eine Vertretungsprofessur gewonnen werden konnte. Götz Briefs stand zu dieser Zeit noch ganz am Anfang seiner außerordentlichen Karriere als Sozialethiker, Betriebssoziologe und Analytiker der Gewerkschaftsbewe-



August Skalweit

(Foto: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

gung. Während es eine Fülle von Literatur über die verschiedenen Stationen seines beruflichen Lebens sowie sein wissenschaftliches Werk gibt, wird seine Tätigkeit in Gießen in den Jahren 1917 bis 1918/19 als "substitute professor" in der Literatur kaum erwähnt.

Nach Beendigung des 1. Weltkrieges kehrte August Skalweit an seine Heimatuniversität zurück und nahm mit zeitlicher Verzögerung seine Vorlesungstätigkeit wieder auf. Ihm ist im Wesentlichen zu verdanken, dass das Gebiet der Staatswissenschaften in den folgenden Jahren zu einem eigenständigen Studiengang ausgebaut wurde. Die zunehmende Bedeutung kam u.a. darin zum Ausdruck, dass die



Absolventenfeier im Januar 2018.

(Foto: Till Schürmann, Bildrechte: Dekanat Wirtschaftswissenschaften)

Philosophische Fakultät von 1919 an auch den Dr. rer. pol. (Doktor der Staatswissenschaften) verlieh. Schon im selben Jahr wurden aus dem Kreis von 44 Studenten der Nationalökonomie bereits 4 Promotionen erfolgreich abgeschlossen. Dies war zugleich der Anfang des Aufstiegs der Nationalökonomie an der Ludoviciana und einer Verbreiterung des Fächerspektrums um „privatwirtschaftliche“ Schwerpunkte, heute als betriebswirtschaftliche Fächer gekennzeichnet. Schon 1921 betrug die Zahl der Studenten 199 und die Zahl der Promotionen 32, eine erstaunlich hohe Zahl. In den Jahren danach nahm die Zahl der Studierenden der Staatswissenschaften nach kurzem weiteren Anstieg stetig ab. Im Wintersemester 1929/30 betrug die Zahl der Studenten noch 114 und zum Sommersemester 1935 studierten gerade einmal 41 dieses Fach. Für die Folgejahre liegen dem Verfasser keine Daten vor. Nach Kriegsende gab es nur noch drei Fakultäten: Naturwissenschaften, Landwirtschaft und Veterinärmedizin. Die Rolle der Staatswissenschaften bestand darin, den Studenten der Landwirtschaft volkswirtschaftliches Grundwissen zu vermitteln. Dafür musste eine Professur ausreichen.

Es dauerte bis zum Jahr 1965, ehe ein Grundkonzept für den Aufbau einer Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät entwickelt wurde. Waren es im Wintersemester 1965/66 nur 81 Studenten, die an diesem Fachbereich studierten, so stieg die Zahl bis zum Sommersemester 1969 auf etwas über 1.000 an. Es dauerte aber noch einmal ein gutes Jahr, bis im Jahr 1971 eine Aufteilung der Studienrichtungen Recht und Wirtschaft erfolgte und die Fachbereiche Rechtswissenschaften und Wirtschaftswissenschaften gegründet wurden.

Blicken wir kurz in die Gegenwart: Im WS 2017/2018 betrug die Zahl der Studenten 2.861. 40 % davon waren weiblich, 11 % ausländisch. Hinzu kamen 637 Studierende aus anderen Fachbereichen. Sie wurden von 19 Professoren und ca. 85 wissenschaftlichen Mitarbeitern betreut. Die Abbildung auf der vorherigen Seite von der Absolventenfeier des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften lässt erahnen, welche große Bedeutung diesem Fachbereich an der Gesamtuniversität Gießen heute zukommt.

Kontakt:

Armin.Bohnet@wirtschaft.uni-giessen.de

Rechtsanwalt
Sven Köppe



- Arbeitsrecht
- Verkehrsrecht
- Mietrecht

Greizer Straße 1 • D-35396 Gießen • Tel 06 41-95 26 00 • Fax 06 41-95 26 020
E-Mail ra@svenkoeppe.de • www.kanzlei-mohr.de

Friedrich Kuhlmann

Die Agrarwissenschaften an der Ludwigs-Universität im Wintersemester 1917/18

Im Unterschied zu den Disziplinen der vier klassischen Fakultäten kennzeichnet *Peter Moraw* die Agrarwissenschaft als eine „junge“ Wissenschaft (Moraw, 1982). Im Jahre 1918 bestanden die Forschungs- und Lehrkapazitäten dieser jungen Wissenschaft aus einem landwirtschaftlichen Institut mit angeschlossenem Agrarkulturchemischen Labor. Die Agrarwissenschaft war damit gerade den Kinderschuhen entwachsen.

Das Institut – ausgestattet mit einer ordentlichen Professur – war im Jahre 1870 gegründet worden. Im Gründungsjahr der Gießener Hochschulgesellschaft 1918 war der Lehrstuhl durch *Paul Gisevius* (1858–1935) besetzt (Abb. 1). Er hatte die Professur von 1904 bis 1925 inne (Reinhold, Rolfes, 1957).



Abb. 1: Paul Gisevius

(Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

Im Wintersemester 1917/18 wurde *Paul Gisevius* nach verschiedenen Aufgaben als Soldat im 1. Weltkrieg – er war Hauptmann der Reserve – an die Universität zurückgerufen, weil er zum Rektor für das akademische Jahr 1917/18 gewählt worden war. Der Personalbestand des landwirtschaftlichen Instituts umfasste neben der ordentlichen Professur drei wissenschaftliche Assistenten und einen Diener, wie im „Personenbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen“ für das WS 1917/18 vermerkt ist. Einer der drei wissenschaftlichen Mitarbeiter war der bei *Gisevius* habilitierte Privatdozent *Georg Derlitzki*.

Das dem Institut angeschlossene Agrikulturchemische Labor wurde durch den apl. a.o. Professor *Georg Kleberger* – ebenfalls bei *Gisevius* ha-



Abb. 2: Georg Kleberger

(Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)



Abb. 3: Das landwirtschaftliche Institut in der Senckenbergstraße 15 im Jahr 1918.

(Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

bilitiert – unter der Oberleitung des Institutsdirektors betreut (Abb. 2). Als zusätzlichen Personalbestand vermerkt der „Personenbestand“ eine wissenschaftliche Assistentin und ebenfalls einen Diener. Bemerkenswert ist, dass Kleberger ohne Bezüge seitens der Universität arbeitete (Horn, 1982).

Das landwirtschaftliche Institut war seit 1906 in der ehemaligen Entbindungsanstalt und Hebammenschule – im Volksmund „Gebärhaus“ genannt – in der Senckenbergstraße 15 untergebracht (Abb. 3). Das Gebäude fiel 1944 den Bomben zum Opfer. Das agrikulturchemische Labor residierte in der Frankfurter Straße 85.

Die Lehrenden des landwirtschaftlichen Instituts waren im WS 1917/18 für zwei grundständige und fünf aufbauende Studiengänge verantwortlich, nämlich für das „Lehramt für Landwirtschaft“ (6 Semester) und den „Diplom-Studiengang Landwirtschaft“ (5 Semester) einerseits und für die Aufbaustudiengänge „Kulturtechnik“, „Landwirtschaftliches Maschinenwesen“, „Forstwissenschaft“, „Pflanzenzucht“ und „Tierzuchtspektor“ andererseits (Prüfungsordnungen).

Gisevius hatte gleich zu Beginn seiner Tätigkeit in Gießen (1904) erreicht, dass erstmals eine Prüfungs- und Studienordnung für die landwirtschaftlichen Studiengänge vom großherzoglichen Innenministerium genehmigt wurde und die Studierenden fortan nicht mehr als „stud. phil.“, sondern als „stud. agr.“ firmieren durften (Prüfungsordnungen).

Das oben skizzierte im Vergleich zum Umfang des Lehrpersonals äußerst umfangreiche Studienangebot mit Lehrveranstaltungen in verschiedenen Teildisziplinen der Agrarwissenschaft konnte – abgesehen von Zulieferungen der Naturwissenschaften für die beiden propädeutischen Semester – nur durch Hochschullehrer abgedeckt werden, die die Gesamtheit der Landwirtschaft übersahen und auf ganz unterschiedlichen Gebieten der Agrarwissenschaften erfolgreich forschten. Der Lehrstuhlinhaber *Paul Gisevius* war ein solcher agrarwissenschaftlicher „Universalist“ (Stählin, 1982). Er musste, konnte und wollte wohl auch Lehrveranstaltungen aus den Bereichen der Pflanzen- und Tierproduktion ebenso wie aus der Agraröko-

nomie und der Landtechnik anbieten. Das Vorlesungsverzeichnis weist für das WS 1917/18 Lehrveranstaltungen mit einer Themenvielfalt aus, wie sie heute von sicherlich mindestens acht verschiedenen Hochschullehrern verantwortet werden. Die Lehrveranstaltungen zur Agrarkulturchemie (Pflanzen- und Tierernährung) wurden von *Kleberger* abgehalten. Zwei weitere Lehrveranstaltungen wurden von PD *Derlitzki* – im Auftrage des Direktors, wie das Vorlesungsverzeichnis ausdrücklich vermerkt – angeboten. Prüfungen durften jedoch weder *Kleberger* noch *Derlitzki* abhalten. Sie behielt sich der Institutsdirektor *Gisevius* vor (Stählin, 1982, Horn 1982).

Wie war die Nachfrage nach Studiengängen der Agrarwissenschaft im WS 1917/18? Dazu zeigt untenstehende Tabelle einige Zahlen mit einem Vergleich für die 100 Jahre später geltenden des WS 2016/17.

Im WS 1917/18 waren 1.330 Studierende an der Ludwigs-Universität eingeschrieben, hundert Jahre später waren es 28.636. Im WS 1917/18 waren 133 oder 10 % aller Studierenden in den „grünen“ Fächern eingeschrieben, im WS 2016/17 lag ihr Anteil bei 12 %. Die für das WS 1917/18 als „grün“ bezeichneten Studiengänge umfassen die o. g. zwei grundständigen und fünf aufbauenden Studiengänge. Im WS 2016/17 umfassen die „grünen“ Studiengänge diejenigen, die vom FB 09 der Justus-Liebig-Universität angeboten werden (Agrar-, Ernährungs- und Umweltwissenschaften).

Von den 133 „grünen“ Studierenden im WS 1917/18 waren 94 oder 71 % als Soldaten im Heer. Vor hundert Jahren waren unter den „grünen“ Studierenden nur 5 % Frauen und nur 1 % Ausländer. Heute haben die Frauen mit zwei Dritteln (68 %) eine deutliche Mehrheit erreicht. Und 11 % der Studierenden sind Ausländer. Die Studiengänge sind „weiblicher“ und „internationaler“ geworden.

Abschließend sei noch kurz auf die Person von *Paul Gisevius*, im WS 1917/18 Direktor des landwirtschaftlichen Instituts und Rektor der Ludoviciana, eingegangen. Die Biographen *Stählin* und *Horn* sind sich einig, dass es sich bei ihm auf der einen Seite um einen hervorragenden Wissenschaftler handelte, der die Landbauwissenschaften an der Ludoviciana zu einer wissenschaftlich in Forschung und Lehre fundierten Disziplin entwickelt hat und als „Universalist“ im gesamten Fachgebiet forschend und lehrend äußerst produktiv war (Stählin, 1982, Horn 1982).

Auf der anderen Seite wird *Gisevius* nicht nur als patriarchalischer Institutsleiter charakterisiert, wie es damals wohl dem Zeitgeist entsprach, sondern als ein Autokrat, der Mitarbeitern kaum Freiraum ließ, keinen Auseinandersetzungen mit Kollegen aus dem Wege ging und die Gesamtheit der Agrarwissenschaften unter seiner Führung vereinigt wissen wollte. Erst nach seiner Emeritierung entstanden weitere Institute mit agrarwissenschaftlichen Teildisziplinen.

Tabelle 1: Studierende in den „grünen“ Fächern in den Wintersemester 1917/18 und 2016/17

| Z | Bezeichnung | Wintersemester 1917/18 | | Wintersemester 2016/17 | |
|---|---------------------------|------------------------|-----|------------------------|-----|
| | | Anzahl | % | Anzahl | % |
| 1 | Studierende insgesamt | 1.330 | 100 | 28.636 | 100 |
| 2 | davon „grüne“ Studierende | 133 | 10 | 3.443 | 12 |
| 3 | – davon im Heer | 94 | 71 | 0 | 0 |
| 4 | – davon Frauen | 6 | 5 | 2.353 | 68 |
| 5 | – davon Ausländer | 1 | 1 | 385 | 11 |

Quellen: Personenbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen „WS 1917/18“ – Studierenden-Statistik der Justus-Liebig-Universität WS 2016/17.

Vergessen sind jedoch diese Eigenarten, geblieben ist die Erinnerung an seine wissenschaftliche Leistung. Die landwirtschaftliche Fakultät hat deshalb im Jahre 1963 die Gisevius-Plakette gestiftet. Sie wird an Persönlichkeiten vergeben, die sich in besonderer Weise um die „grünen“ Wissenschaften an der Justus-Liebig-Universität verdient gemacht haben.

Literatur:

1. Horn, Valentin, 1982: Wilhelm Kleberger (1878–1935)/Agrikulturchemiker, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. von H. G. Gundel, P. Moraw und V. Press, Marburg, 503–512.
2. Ludwigs-Universität (Hrsg.), 1917: Personenbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen, WS 1917/18, Gießen.

3. Ludwigs-Universität (Hrsg.), 1917: Vorlesungsverzeichnis der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen, WS 1917/18, Gießen.
4. Moraw, Peter, 1982: Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607–1982, Gießen.
5. Reinhold, Gerhard, und Max Rolfes, 1957: Zur Geschichte der Landwirtschaft an der Ludwigs-Universität und der Justus-Liebig-Hochschule in Gießen, in: Ludwigs-Universität Justus-Liebig-Hochschule 1607–1957, Festschrift zur 350-Jahr-Feier, Gießen, 347–367.
6. Stählin, Adolf: Paul Gisevius (1858–1935)/Professor der Landwirtschaftswissenschaft, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. von H. G. Gundel, P. Moraw und V. Press, Marburg, 276–286.
7. Verschiedene Prüfungsordnungen für den Bereich Landwirtschaft ab 1904.

Kontakt:

Friedrich.Kuhlmann@agrar.uni-giessen.de



Angelika Müller-Scherf

Kunst und Kunstgeschichte in Kriegszeiten*

Im Gründungsjahr der Gießener Hochschulgesellschaft wird im Vorlesungsverzeichnis der Universität Gießen im Fach „Neuere Kunstgeschichte“ nur ein Hochschullehrer genannt: Dr. Rauch. Es handelt sich um Christian Rauch, der am 30. September 1877 in Berlin geboren und am 31. Januar 1976 in Gießen gestorben ist. Der gebürtige Berliner hielt seit November 1906 Vorlesungen, zunächst als Privatdozent, ab 1911 als außerordentlicher Professor für Kunstgeschichte in Gießen. Nach dem Studium der Kunstgeschichte und Architektur (Promotion in Kiel 1903) und einer kurzen Tätigkeit als Assistent am Kunstgewerbemuseum in Dresden war Rauch im Mai 1904 zunächst nach Marburg gekommen. In diese Zeit fällt seine Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Fritzlar. Neben seinen Aufgaben als Hochschullehrer führte Rauch 1907 die Inventarisierung des Kreises Bingen durch und leitete ab 1909 bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges in Ingelheim die Ausgrabung der Pfalz Karls des Großen.

Im Wintersemester 1917/18 hat Rauch zwei Vorlesungen angeboten: „Allgemeine Kunstgeschichte, III. Teil: Das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert. Mittwoch 6–8 Uhr“ sowie „Albrecht Dürer und Matthias Grünewald. Für Hörer aller Fakultäten. Donnerstag 6–7 Uhr“. Darüber hinaus wurden als Übung oder „Kunstwissenschaftliches Seminar“ genannt: „I. Abteilung: Dürerfragen. Einstündig“ sowie „II. Abteilung: Spätgotik und Renaissance. Ein- bis zweistündig“.

Unter diesen Lehrangeboten steht die Bemerkung „Dr. Rauch wird gegebenenfalls durch Dr. Richard Hamann, ordentlicher Professor an der

Universität Marburg, vertreten“. Im „Personenbestand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen Wintersemester 1917/18“ wird Rauch als außerordentlicher Professor angeführt mit der Adresse „Schiffenbergerweg 2“. Daneben befindet sich der handschriftliche Vermerk: „i. H.“, wonach sich Rauch zu diesem Zeitpunkt noch „im Heere“, also im Krieg befand. Er kann demnach nicht in Gießen unterrichtet haben.

Es erscheint auch fraglich, ob Rauch von Richard Hamann im Wintersemester 1917/18 in Gießen im Fach Kunstgeschichte vertreten wurde. Zu Hamann, der zu den bedeutendsten Vertretern seines Faches im 20. Jahrhundert gerechnet wird, gibt es keine Personalakte. Allerdings befindet sich im Universitätsarchiv Marburg ein Schriftstück mit Datum 16. Oktober 1916, aus dem hervorgeht, dass das Ministerium keine Einwände gegen eine vertretungsweise Abhaltung kunsthistorischer Vorlesungen etc. durch Richard Hamann an der Universität Gießen hatte.

Der Rektor der Universität Gießen hatte bereits am 23. Februar 1915 Prof. Dr. Watzinger „zum stellvertretenden Direktor des Kunstwiss. Instituts während der Abwesenheit des Herrn Professor Dr. Rauch bestellt“. Im Wintersemester 1917/18 wird als Stellvertreter von Direktor Dr. Rauch (im Heere) nun Dr. Kalbfleisch genannt. Das kunsthistorische Institut befand sich damals in der Bismarckstraße 22 H. Das Beispiel Gießen spiegelt die allgemeine Situation der Hochschulen. Man kann nur ahnen, wie groß die kriegsbedingten Einschränkungen für den Lehrbetrieb in dieser Zeit waren.

Christian Rauch hatte sich bereits kurz nach Kriegsbeginn (1. 8. 1914) am 4. August 1914 als Freiwilliger gemeldet. Er wurde aufgrund einer Schwerhörigkeit nicht zum Waffendienst, sondern als Krankenpfleger eingesetzt. Im La-

* Frau Dr. Eva-Marie Felschow und Herrn Lutz Trautmann, Universitätsarchiv Gießen, danke ich für ihre freundliche Unterstützung, ebenso Frau Dr. Katharina Schaal, Universitätsarchiv Marburg.



Prof. Christian Rauch während seiner Zeit als Rektor der Universität am Schreibtisch sitzend. Im Hintergrund das Porträt von Otto Behaghel.
(Foto: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

zaretz kam es zu einer folgenreichen Begegnung mit Kaiser Wilhelm II., den Rauch bei einer Besichtigung der Ausgrabungen in Ingelheim kennengelernt hatte. Daraufhin wurde Rauch versetzt und, seinen Fähigkeiten entsprechend, kommissarischer Leiter des Provinzialmuseums im nordfranzösischen Douai. Das Universitätsarchiv Gießen verwahrt eine Sammlung von Fotografien, die als Arbeitsmaterial für diese Tätigkeit entstanden. Sie zeigen Stadtansichten, einzelne Gebäude, Architekturdetails, Innenaufnahmen von Kirchen und Museumsbestände. Die Fotos dienten als

Grundlage für die Publikation: „Führer durch Douai und seine Museen“, die als 2. Band der Reihe „Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs“ in der Korpsbuchhandlung des XIV. Reservekorps erschien. Dieses Buch befindet sich als Schenkung von Prof. Dr. Karl Kalbfleisch in der Universitätsbibliothek Gießen.

1917 wurde Christian Rauch mit der Inventarisierung der Denkmäler Flanderns beauftragt. Auch zu diesem neuen Arbeitsfeld hat sich reichlich Fotomaterial erhalten. In Flandern waren auch deutsche Künstler im Kriegseinsatz. Erich Heckel und Max Beckmann hatten sich ebenfalls freiwillig gemeldet und arbeiteten als Sanitäter. Beide Maler verarbeiteten ihre Kriegserlebnisse auf eindrucksvolle Weise. Besonders schonungslos stellte Beckmann Schlachtfelder und Verwundete in seinen Bildern und Grafiken dar.

Erich Heckel malte für seine Kameraden zu Weihnachten 1915 ein Andachtsbild auf zwei Zeltbahnen, das als „Madonna von Ostende“ in die Kunstgeschichte einging. Christian Rauch lernte den Mitbegründer „Der Brücke“ während des Krieges in Flandern kennen. Zu einer kunsthistorischen Auseinandersetzung mit dem Expressionismus führte diese Begegnung nicht. Überhaupt galt sein Interesse nicht der zeitgenössischen Malerei, sondern überwiegend der Kunst und Architektur des Mittelalters und der Renaissance. Besonders Anerkennung fand auch seine langjährige Erforschung der Kaiserpfalz zu Ingelheim.



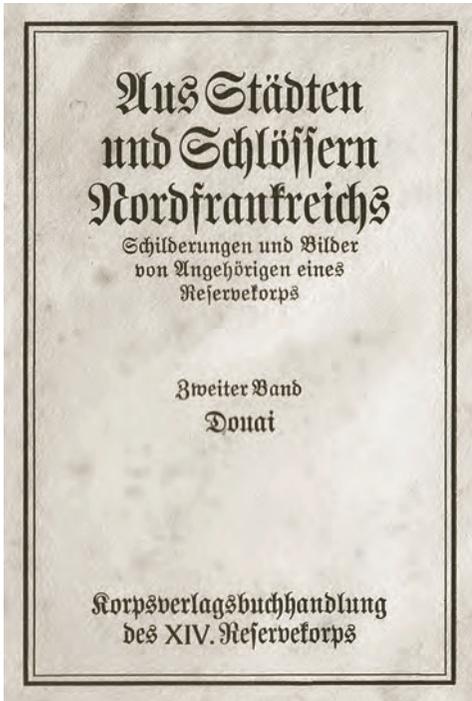
Originalfotografie mit der Ansicht von Douai.

(Foto: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

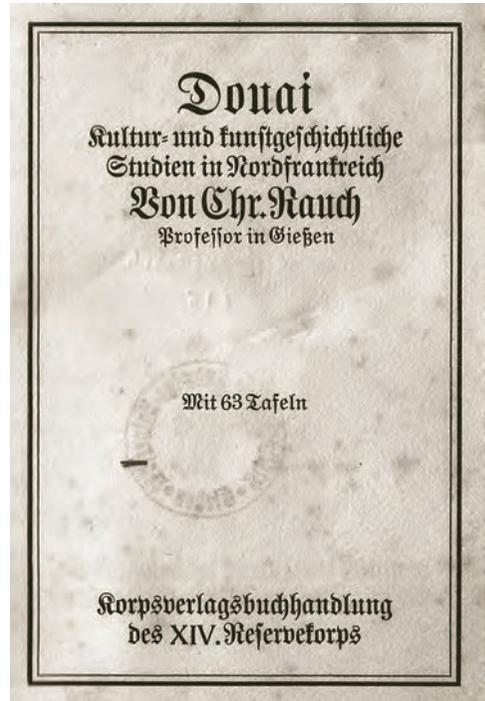


Originalfotografie der Rue de la Cloche in Douai.

(Foto: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)



„Führer durch Douai und seine Museen“.



(Quelle: Universitätsbibliothek Gießen)

Beckmann und Heckel konnten ihr Kunstschaffen nach dem Ende des 1. Weltkrieges weiterentwickeln, aber für viele hoffnungsvolle Talente bedeutete der Krieg das Ende. Er zerstörte auch den fruchtbaren künstlerischen und persönlichen Austausch zwischen Franzosen und Deutschen. Ein Beispiel ist die legendäre Tunisreise, die August Macke, Paul Klee und Louis Moilliet noch im April 1914 gemeinsam unternahmen. Für die Künstlerfreunde brachte diese Reise eine bedeutende Weiterentwicklung ihres Schaffens in Richtung Abstraktion.

Während Klee und Louis Moilliet nach 1918 ihre künstlerische Laufbahn fortsetzten, war dies Macke nicht vergönnt. Bereits im September 1914 fiel Macke im nordfranzösischen Souain-Perthes-les-Hurles. Der deutsche Galerist Daniel-Henry Kahnweiler, der unter anderem Picasso vertrat, galt nun als feindlicher Ausländer und musste sein Geschäft in Paris aufgeben.

Andere Künstler gerieten in Ungnade, obwohl sie erst eben durch Ausstellungen gefeiert und angekauft wurden, wie im Fall des Malers Ferdinand Hodler. Der Schweizer Künstler hatte eine Resolution gegen die Zerstörung der Kathedrale von Reims und der Bibliothek von Löwen unterzeichnet. Diese Haltung legte man ihm als deutschlandfeindlich aus, obwohl sie sich gegen den Kulturvandalismus richtete. In der Folge kam es zu einer Ablehnung seiner Werke, die darin kulminierte, dass man das Wandgemälde „Der Auszug der deutschen Studenten in den Freiheitskrieg 1813“ in der Universität zu Jena mit einer Bretterwand verdeckte. Dieses Beispiel zeigt die fatalen Auswirkungen des Krieges auf das Kunstschaffen, das sich im Vorkriegseuropa in einem regen Wissens- und Kulturaustausch befand.

Bedeutung erlangte Christian Rauch auch als Herausgeber der Publikation „Hessenkunst. Kalender für alte und neue Kunst“, die ab 1906 bis

1931 erschien. Sie ist ein Beispiel für die in dieser Zeit aufkommende Heimat- und Naturschutzbewegung, die der Stärkung regionaler Identität verpflichtet war. Zahlreiche Illustrationen für das Periodikum lieferte der Marburger Künstler Otto Ubbelohde (1867–1922).** In der Kriegsausgabe von 1914/15 befinden sich Federzeichnungen, die die allgemeine Kriegsbegeisterung spiegeln, aber auch solche, die Trauer und Tod realistisch oder symbolhaft wiedergeben. Im Frontispiz der „Hessenkunst“ von 1918 sieht man dann einen Soldaten zu Pferd mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen im Profil vor einer Landschaft. Die Veröffentlichung dieser Zeichnung hatte Ubbelohde gegen den Widerstand Rauchs durchgesetzt.



„Hessenkunst“ 1918

Frontispiz-Illustration von Otto Ubbelohde aus „Hessenkunst“ 1918.

Nach dem Ende des 1. Weltkrieges kehrte Christian Rauch an die Universität Gießen zurück und wurde 1920 zum ordentlichen Professor ernannt. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und universitären Verpflichtungen setzte er sich auch stark in der Denkmalpflege ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg plädierte er beispielsweise erfolgreich für den Erhalt des Alten Zeughauses am Neuen Schloss in Gießen. Eine ausführliche Schilderung seines Werdegangs und Würdigung des Schaffens von Christian Rauch erfolgte in der Festschrift zur 350-Jahr-Feier der Universität (Kerber 1957, S. 256 ff). Er starb fast 100-jährig am 31. Januar 1976. Ein Blick in das aktuelle Vorlesungsverzeichnis zeigt, wie groß das Angebot an kunsthisto-

rischen Vorlesungen und Seminaren heute ist. Lehrkörper und Institut sind kontinuierlich gewachsen. Auch die Kunstpädagogik ist in Gießen stark vertreten und durch Ausstellungen öffentlich präsent. Stadtbewohner sind, wie schon zu Rauchs Zeit, zum Besuch der kunsthistorischen Veranstaltungen eingeladen. Dies spiegelt insgesamt eine sehr erfreuliche Entwicklung.

Kunstwerke, vor allem Baudenkmäler, sind aber auch heute immer wieder durch kriegerische Auseinandersetzungen von Zerstörung bedroht. Heute wie vor 100 Jahren finden umsichtige Mahner wenig Gehör. Paul Klee schrieb schon am 4. Dezember 1914 in einem Brief: „Wie wird man sich nachher gegenüberstehen?! Welche Scham über die Vernichtung auf beiden Seiten“.

** Siehe auch den Beitrag zur Ehrenpromotion Ubbelohdes in diesem Heft von Peter v. Möllendorff, S. 125 ff.

Literatur:

Christian Rauch (Kunsthistoriker), in Wikipedia [<http://bit.ly/2ISuuCH>].

Ottmar Kerber, Die Kunstgeschichte an der Universität Gießen, ... [<http://bit.ly/2IWeMX6>].

Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Vol. 1–2, Hg. Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press, Marburg 1982.

Zitat Paul Klee in: Stefan Lüddemann, Die Avantgarde zerbricht im Kugelhagel. Kunst im Ersten Weltkrieg, in: Osnabrücker Zeitung, 24. Februar 2014.

Quellen:

Universitätsarchiv Gießen, Personalakte Christian Rauch; Fotosammlung aus dem Institut für Kunstgeschichte Gießen.

Kontakt:

dr@angelika-mueller-scherf.de



Helmut Krasser

Musae seminarii siluerunt – Klassische Philologie im Jahr 1918*

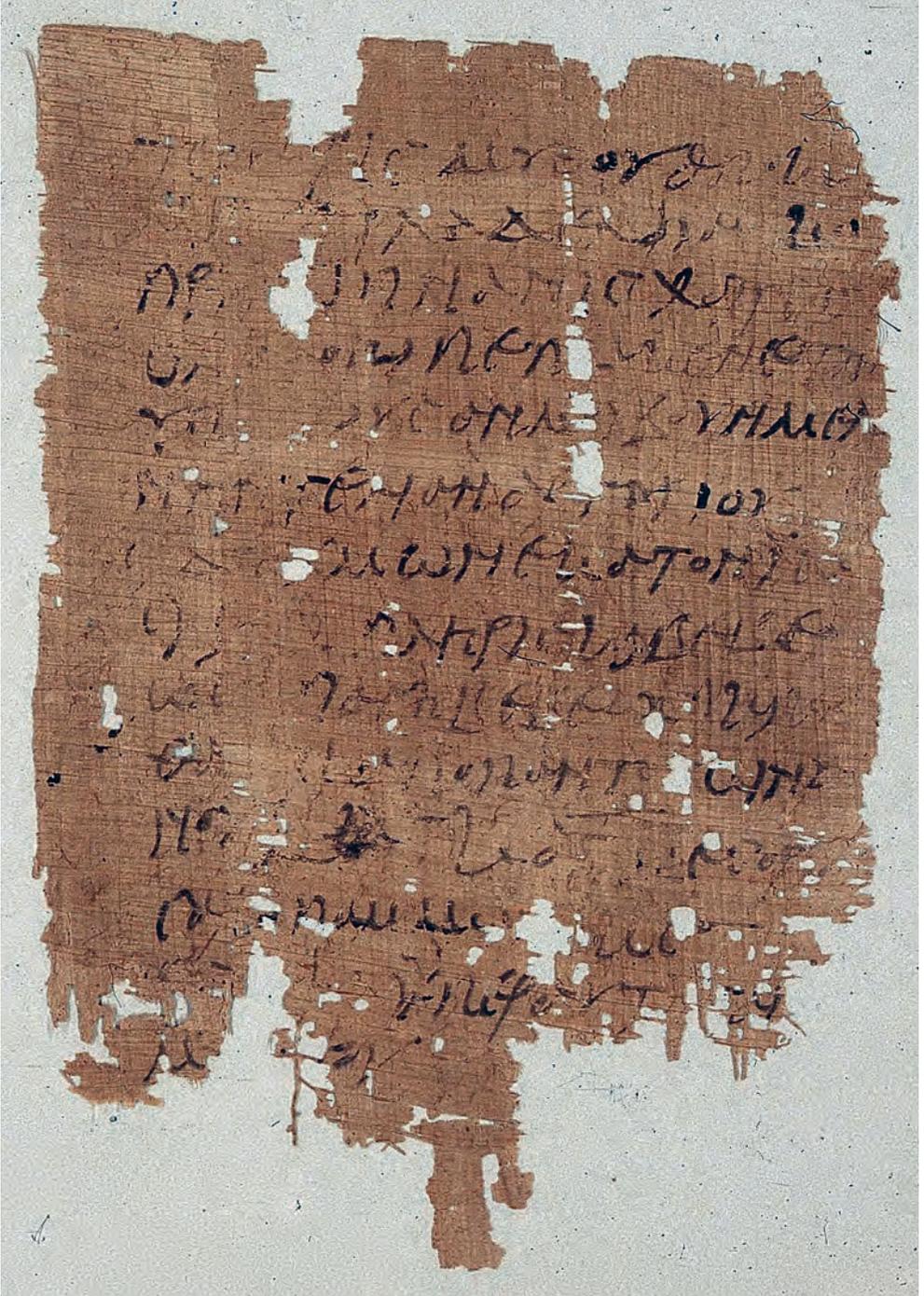
Nachdem vom Wintersemester 1914/15 bis zum Wintersemester 1915/16 angesichts der Kriegseignisse der Seminarbetrieb in der Klassischen Philologie praktisch gänzlich zum Erliegen gekommen war, oder wie es in den lateinisch geführten *Acta seminarii* in zeittypischer nationaler Überzeugung heißt, *per tria semestria inter arma belli atrocissimi invidia hostium conflati musae seminarii siluerunt* (über drei Semester hin kamen wegen des außerordentlich entsetzlichen Kriegsgeschehens, das durch die Missgunst unserer Feinde angezettelt worden war, die Studien des Seminars zum Erliegen), gab es auch ab dem Sommersemester 1916 bis zum Wintersemester 1918/19 kriegsbedingt nur einige wenige vereinzelte Bewerbungen um die Teilnahme an den unterschiedlichen Seminarstufen. Letztere wurden jedoch meist eben aus diesem Grund in eine einzige Veranstaltung zusammengelegt. Die von Rudolf Herzog und von den beiden Privatdozenten Wilhelm Gundel (wurde 1917 schwer verwundet) und Hugo Hepding (zu dieser Zeit wegen seiner Neugriechischkenntnisse an der Dolmetscherschule in Berlin eingesetzt) für das Wintersemester 1917/18 angekündigten Veranstaltungen fanden, soweit ersichtlich, nicht statt. Als einzige dokumentierte Veranstaltung wurde hier von Karl Kalbfleisch ein Seminar zum euripideischen Ion angeboten, in dem sich die Zahl der zudem zu unterschiedlichen Zeitpunkten beginnenden Studierenden einschließlich eines Gaststudenten auf ganze vier belief. Anzumerken ist, dass sich bei der Wahl

* Für Unterstützung bei der Recherche zu diesem Artikel möchte ich mich sehr herzlich bei den Mitarbeitern des Universitätsarchivs, Frau Dr. Eva-Marie Felschow und insbesondere bei Herrn Lutz Trautmann, und natürlich auch bei Herrn Dr. Olaf Schneider von der Universitätsbibliothek bedanken. Nicht zuletzt gilt dieser Dank auch meinem Assistenten Dr. des. Helge Baumann für seine außerordentlich hilfreiche Mitarbeit.

der Veranstaltungsthemen in keiner Weise eine spezifische Kriegsorientierung erkennen lässt. Das geplante Seminar Herzogs zur *Cena Trimalchionis* Petrons wurde erst im Sommersemester 1918 durchgeführt. Eine deutliche Veränderung der Studienbedingungen ist erst im Jahre 1919 zu verzeichnen, in dem eine gewisse Normalität des Unterrichtsbetriebs wieder einsetzte.

Kriegsbedingte Abwesenheit traf allerdings keineswegs nur Studierende. Auch Rudolf Herzog (der Großvater des Regisseurs Werner Herzog), der eine der beiden Ordinarienstellen des Faches innehatte, war als Reserveoffizier eingezogen, weilte im fraglichen Wintersemester in der Garnison Ulm beim Heer und war dort u.a. mit der Zeichnung von Kriegsanzügen beschäftigt. Die Privatdozenten Gundel und Hepding hatten sich als Kriegsfreiwillige gemeldet. Generell waren insbesondere die Geisteswissenschaften auf der professoralen Ebene massiv von Einberufungen betroffen. Der Philologe Karl Kalbfleisch und der Historiker Gustav Rolloff waren einige der wenigen, die wohl aus Alters- oder Gesundheitsgründen in ihrer universitären Tätigkeit verblieben und sich nach Kräften mühten, auch über die engeren Fachgrenzen hinaus, den Universitätsbetrieb aufrechtzuerhalten. So übernahm Kalbfleisch auch in der Klassischen Archäologie und der Kunstgeschichte organisatorische Aufgaben.

Ganz offenkundig war Kalbfleisch besonders intensiv mit der Betreuung und wissenschaftlichen Erschließung seiner umfangreichen Papyrussammlung beschäftigt. Diese sog. Papyri Jandanae, Namensgeber ist der Großvater Kalbfleischs, der Gelnhausener Verleger und Buchdrucker Karl Reinhard Janda, stellen auch heute noch einen zentralen Bestandteil der Gießener Papyrussammlung dar und enthalten u.a. ein Fragment aus Ciceros Reden gegen



Verres-Papyrus

(Foto: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

Verres, einen der wenigen erhaltenen lateinischen literarischen Papyri.

Kalbfleisch war während seiner Gießener Zeit die entscheidende Triebfeder für Pflege und Ausbau der Gießener Sammlung. Die Papyrologie war bereits seit Beginn seiner akademischen Tätigkeit in Rostock eines seiner beiden zentralen Arbeits- und Forschungsfelder. Von seinem Engagement auf diesem Feld zeugt auch sein in den frühen Akten der Gießener Hochschulgesellschaft protokollierter Antrag (Mai 1918), den Ankauf von Papyri für die Universität Gießen mit einer Summe von 2.000 Mark zu unterstützen.

Neben der Papyrologie galt Kalbfleischs Interesse, der sich auch mit Arbeiten und Editionen auf dem Feld der Aristotelesforschung einen Namen machte, vor allem der antiken Medizin und dort zumal dem umfangreichen Werk Galens. Dies dokumentiert neben seiner Kompetenz als Editionsphilologe zugleich sein breites altertumswissenschaftliches Interesse, ein Interesse, das man generell für die Gießener Philologie am Anfang des 20. Jahrhunderts geltend machen kann. So waren es um die Jahrhundertwende Gießener Philologen, die sich etwa in Person von Albrecht Dieterich und Richard Wünsch auch unter religionswissenschaftlicher Perspektive mit der antiken Literatur beschäftigten und mit den Religionsgeschichtlichen Versuchen und Vorarbeiten eine auch heute noch relevante Publikationsreihe ins Leben riefen.

Diese altertumswissenschaftliche Orientierung spiegelt sich nicht zuletzt darin, dass die beiden Professuren von Kalbfleisch und Herzog nicht, wie bereits zu dieser Zeit üblich, getrennt für die Bereiche Gräzistik und Latinistik ausgewiesen waren, sondern dezidiert auf den Bereich der gesamten antiken Kultur und Literatur gerichtet waren. Diese altertumswissenschaftliche Ausrichtung kennzeichnet auch das Tätigkeitsfeld des zweiten Fachvertreters, Rudolf Herzog, der sich neben der klassischen Philologie insbesondere als Archäologe (u.a. von 1900–1907 Leiter der Grabungen auf der Insel Kos) und als Epigraphiker hervortat.

Dass Karl Kalbfleisch im Jahr 1919 zum Rektor der Universität gewählt wurde, wird man nicht zuletzt auch als Anerkennung seines umfassenden, über die engeren Fachgrenzen hinausgehenden Engagements für die Universität zu werten haben.

Literatur:

Anderhub, A., Das Antoniterkreuz in Eisen. Zur Geschichte der Universität Gießen während des Ersten Weltkriegs, Gießen 1979.

Gundel, H.-G., Karl Kalbfleisch †, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 20, 1951, 165–178.

Gundel, H.-G., Die Klassische Philologie an der Universität Giessen im 20. Jahrhundert. Festschrift zur 350-Jahr-Feier, Giessen 1957, 192–221.

Kontakt:

Helmut.Krasser@klassphil.uni-giessen.de

AUTOTEILE und mehr...



Gießen • Hungen • Butzbach • Grünberg



Duckluft-Technik



Kfz-Markenersatzteile



Wobst-Lecksuchspray

**F. A. Wobst GmbH & Co. KG • Ursulum 16 • 35396 Gießen
(0641) 9 444 1-0 • Fax 9 44 41 88 • info@wobst.de • www.wobst.de**



Joachim Jacob

21. Februar 1918. Otto Behaghel und der deutsche Geist

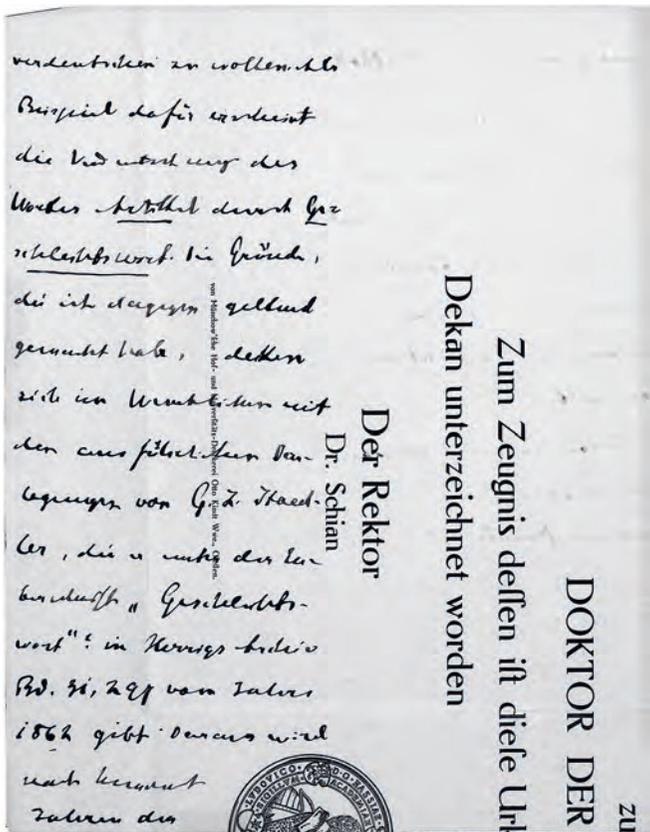
„Den Heldentod für das Vaterland“, so verzeichnet es das Register zum *Personenstand der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen*, sind bis zum Wintersemester 1917/18 zehn Dozenten und Angestellte sowie 174 Studenten der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen gestorben (im nächsten Semester werden es 200 sein). Bis zum Sommersemester 1917 wird das gefallene Personal nach Statusgruppen aufgeführt; mit dem Wintersemester wird auf alphabetische Reihenfolge umgestellt. Seine Königliche Hoheit Ernst Ludwig Großherzog zu Hessen und bei Rhein, Rector magnificentissimus und Ehrendoktor aller drei Fakultäten der Universität, meldet das Personenstandsverzeichnis „im Heere“. Ein Sechstel aller ordentlichen und ein Drittel aller außerordentlichen Professoren, zwei Drittel aller Privatdozenten, ein Drittel aller Assistenzärzte und wissenschaftlichen Bibliothekare sind in diesem Wintersemester „in militärischer Verwendung“. Von den 1330 Studierenden sind es vier Fünftel.¹

Im Seminar für deutsche Philologie der Universität war das zur Hälfte von seinem Direktor und ehemaligem Rektor der Universität, Geh. Hofrat Professor Dr. Otto Behaghel, bestrittene Lehrangebot seit den Friedenszeiten unverändert geblieben, Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag („pünktlich bis 12.30“) hatte Behaghel in diesem Semester über die Geschichte der deutschen Literatur seit dem 15. Jahrhundert und im Anschluss über die der deutschen Sprache gelesen, die gotische Bibelübersetzung des Wulfila erklärt und „Seminaristische Übungen für jüngere Studierende“ gehalten. Otto Behaghel, geb. 1854, gehört als weithin angesehener und überaus produktiver Sprach- und Literaturwissenschaftler in dieser Zeit zu den bedeutendsten Fachgelehrten der Gießener Universität. Im Jahr 1917 ist eines seiner

Standardwerke, *Die deutsche Sprache*, bereits in sechster Auflage erschienen. Er hält Vorträge zur philologischen Methode, zur Sprache Luthers und über Johann Peter Hebels *Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes* (das er 1883 mit anderen Werken und Briefen Hebels neu ediert hatte). Er schreibt über Fremdwörter und Deutsche Vornamen, über die Pflege der deutschen Sprache, und er veröffentlicht seine Beiträge auch in bekannten populärwissenschaftlichen Zeitschriften wie *Westermann's Monatshefte* oder dem *Kunstwart*, der von Oktober 1915 bis März 1919 *Deutscher Wille* heißt.

Am Vormittag des 21. Februar 1918 hat Behaghel eine andere Aufgabe. Er begrüßt im Hörsaal der Medizinischen Klinik der Universität 90 Vertreter aus Stadt, Land, Handel, Industrie und Universität zur konstituierenden Versammlung der Gießener Hochschulgesellschaft, deren Gründung er maßgeblich mitbetrieben hatte. Nach Behaghels Ansprache hören die Anwesenden, wie der *Bericht über die Gründung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen* festhält, sieben weitere Ansprachen und Grußworte. Sie besichtigen im Anschluss an die Versammlung die „segenreiche Anstalt“ der Gießener Lupus-Heilstätte samt einiger Patienten sowie das Physikalische Institut, in dem ihnen Vorträge und Demonstrationen „die technische Verwertung des atmosphärischen Stickstoffs“ vor Augen führen. Ein „zeitgemäß einfaches Mittagessen im *Fürstenhof*, bei dem noch manches gute und schöne Wort gesprochen wurde“, so der Berichtstatter, beendet einen vermutlich lang gewordenen Vormittag.²

Für „gute und schöne Worte“, wie sie der Chronist der Gründungsversammlung der Gießener Hochschulgesellschaft festhält, ist Behaghel also gewissermaßen der Fachmann. Das



„verdeutschten zu wollen. Als Beispiel dafür erscheint die Verdeutschung des Wortes Artikel durch Geschlechtswort. Die Gründe, die ich dagegen geltend gemacht habe, decken sich im Wesentlichen mit den ausführlichen Darlegungen von G. L. Staedler, die er unter der Überschrift „Geschlechtswort?“ in Herrigs Archiv [Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen] Bd. 31, 297 [ff.] vom Jahre 1862 gibt. Daraus wird nach hundert Jahren der“

Notizen Otto Behaghels auf einer makulierten Promotionsurkunde zu seinem Vortrag „Zur philologischen Methode“, Gießen, 10. 2. 1918.³

lässt er schon dezent anklagen, wenn er seine Ansprache im Hörsaal der Medizinischen Klinik mit einer kurzen Betrachtung über „die Kultur der Menschheit“ eröffnet, in deren „ursprünglichen Zuständen [...] ein jeder selbst die Axt im Hause“ gehabt habe, „sein eigener Bäcker und Schlachter“ gewesen sei,⁴ und das gebildete Publikum seinen Schiller kennend weiß, dass es die Axt im Haus ist, die den Zimmermann erspart (*Wilhelm Tell*, III. Aufzug, 1. Szene). Doch Behaghel will noch auf etwas anderes hinaus – auf die „große verhängnisvolle Scheidung: hier die Welt des Geistes, dort die Welt des praktischen Lebens“ (die, so oder so, auch schon Schiller umgetrieben hatte). Sie zu überwinden oder mindestens zu mildern, ist das hohe Ziel, das Behaghel vor der Versammlung aufrichtet.

Die „großen Mächte“ von Technik, Landwirtschaft, Handel und Industrie hätten bereits „erlebt, wie gewaltig wie sieghaft die Wissenschaft sich betätigt hat in den Kämpfen der Zeit“, und zu Beginn des Jahres 1918 – vor drei Tagen war mit der „Operation Faustschlag“ der Krieg gegen Russland wieder eröffnet worden – ist allen Zuhörern klar, dass der „Kampf“ hier keine Metapher ist.⁵ Der Beitrag der Geisteswissenschaften zu diesen „Kämpfen der Zeit“ ist für die Redner, die im Hörsaal des medizinischen Klinikums nach Behaghel das Wort ergreifen, ganz klar. Für sie ist der „deutsche Geist“ die wichtigste Waffe im Kampf und seine Pflege durch die ihm zugehörige Wissenschaft die drängendste Aufgabe. Eines deutschen Geistes, wie Wilhelm Grü-

neward, Landtagsabgeordneter, Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei und frischgewählter Erster Vorsitzender der Gießener Hochschulgesellschaft, ausführt, „der unsere Jugend begeistert hat, die in den Kampf zog, der unserem Volke das Ausharren in schwerer Not ermöglicht hat“ und „uns wieder einmal geholfen hat, unsere Feinde von deutscher Erde zu vertreiben“.⁶ Für „eine neue Blütezeit Deutschlands“, so wird Paul Gisevius, Rektor der Gießener Universität, ergänzen, gilt es, neben militärischer und wirtschaftlicher auch eine „ausschlaggebende geistige und wissenschaftliche Mobilmachung“ zu betreiben und die „geistige Kraft des ‚Volkes der Denker‘“ für kommende Aufgaben heranzubilden.⁷ Nicht allein „nach der Summe der Warenballen und Getreidesäcke“ bemisst sich die Lebenskraft einer Nation, sekundiert schließlich Karl Keller, Oberbürgermeister der Stadt Gießen, sondern es ist „der Geist, der sich den Körper baut“.⁸ Diese Erwartung an die „Geisteswissenschaften“, an die Germanistik im Besonderen, bei der Pflege eines vermeintlich besonderen deutschen Geistes voranzugehen – die viele ihrer Fachvertreter teilten und im Nationalsozialismus noch einmal um vieles steigern werden –, wird sich in der späteren Bundesrepublik als einer ihrer schweren Hypotheken erweisen. Umso auffälliger ist es, dass der Geisteswissenschaftler und Germanist Otto Behaghel am 21. Februar 1918 kein Wort über sie verliert. Als vordringlichste Aufgabe in diesen „neuen Zeiten, die der große Krieg heraufgeführt hat oder die man nach seiner Beendigung“, formuliert er vielmehr an anderer Stelle, im Mai-Heft

1918 des *Kunstwarts*, „für eine regelmäßige Unterweisung der deutschen Studenten im Gebrauch der deutschen Sprache“ zu sorgen.⁹ Von deutschem Geist ist nicht die Rede.

Anmerkungen:

¹ Andreas Anderhub, Das Antoniterkreuz in Eisen. Zur Geschichte der Universität Gießen während des Ersten Weltkriegs, Gießen 1979, S. 7.

² Bericht über die Gründung der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft), Gießen 1918, S. 27.

³ UB Gießen, Sondersammlungen, Nachlass Otto Behaghel, Bd. 26, IV.5.b. Vgl. Otto Behaghel, Etwas vom Vergleichen, in: Westermann's Monatshefte 62 (1918), S. 557–561, hier S. 558.

⁴ Dies und alle weiteren Zitate ebd., S. 5–7.

⁵ Die *Denkschrift des Ausschusses für die Gründung einer Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen*, den Behaghel geleitet hatte, war kurz zuvor in dieser Hinsicht noch deutlicher geworden: Um Wissenschaft und ihre Anwendung möglichst gut zu verbinden, müssten die „Studenten eine richtige Vorstellung von den neuesten Errungenschaften unserer Technik“ erhalten, „von all den neuen Erkenntnissen, die die Grundlage unserer Erfolge im Kriege, unserer militärischen Überlegenheit nicht minder wie unseres Durchhaltens geworden sind“. *Denkschrift des Ausschusses für die Gründung einer Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen* (Gießener Hochschulgesellschaft), Gießen, Dezember 1917, S. 7. Zu den kriegswichtigen Beiträgen der chemischen Wissenschaft etwa siehe Peter R. Schreiner im vorliegenden Heft.

⁶ Bericht, S. 12.

⁷ Ebd., S. 20.

⁸ Ebd., S. 23.

⁹ Otto Behaghel, Pflege der deutschen Sprache, in: *Deutscher Wille. Des Kunstwarts* 31. Jahr (1918), Heft 15, S. 58–60.

Kontakt:

joachim.jacob@germanistik.uni-giessen.de

Thomas Daiber

1918 – Gießens zwei Jahre alte Slavistik

Die Entwicklung des universitären Unterrichts in einer slavischen Sprache bis hin zur Ausbildung der Disziplin Slavistik wird von verschiedenen Entstehungsbedingungen bestimmt, zu welchen zunächst das aus Handelsbeziehungen oder diplomatischen Kontakten resultierende Bedürfnis nach Übersetzung und entsprechenden Sprachlehrwerken gehört, des Weiteren auch ein in der breiten Öffentlichkeit bestehendes Interesse an einer fremden Kultur, und zuletzt macht sich die wissenschaftliche Notwendigkeit geltend, dass ohne spezialisierte Sprachkenntnisse gewisse Fachgebiete nicht bearbeitet werden können. In Gießen konnte erst die wissenschaftliche Notwendigkeit im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Beschäftigung mit den slavischen Sprachen hervorbringen.

Die erste intensive Beschäftigung mit einer slavischen Sprache verdankt die Universität Gießen dem österreichischen Indogermanisten Alois Walde (*30. 1. 1869 Innsbruck, †3. 10. 1924 Königsberg), was für einen Indogermanisten Altkirchenslavisch bedeutete. Walde bekleidete nach Habilitation und Extraordinariat in Innsbruck für 3 Jahre von 1909 bis 1912 in Gießen die Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft. Sein Nachfolger Hermann Hirt (*19. 12. 1865 Magdeburg, †12. 9. 1936 Gießen; Neumann 1972) ist ein noch dezidierter slavistisch ausgewiesener Indogermanist. Hirt hatte u.a. bei August Leskien studiert und auf Veranlassung der Wiener Balkankommission (Hafner 1985: 64) Serbien bereist (Ergebnis ist die Arbeit über das Ikavische, s. Anm. 6). Für die Slavistik waren besonders Hirts Studien „über die slavischen Auslautgesetze, über die Indogermanen, über den Gesamtaufbau des Indogermanischen und über die Urheimat und Ausgliederung der indogermanischen Einzelsprachen“ (Zeil 1994: 256) von Interesse. In Hermann Hirts Schriftenverzeichnis (Arntz 1936, 2: 591–602) finden



Hermann Hirt (Quelle: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv Gießen)

sich unter 162 aufgelisteten Positionen 7 Aufsätze¹ und 16 Rezensionen² mit speziell baltoslavischer oder slavisch-volkskundlicher Thematik. Neben serbokroatischer (Schriftenverzeichnis Nr. 111) liest Hirt auch tschechische (Nr. 143) Literatur, die Hauptbeschäftigung mit Slavica fällt allerdings noch in seine Leipziger Zeit. In der Löberstraße 23 hat Hirt nur noch 6 seiner insgesamt 88 Rezensionen verfasst, da er wohl schon auf sein Hauptwerk hinarbeitete, die „Indogermanische Grammatik“, welche schließlich ab 1927 zu erscheinen begann, der sechste Band datiert aus dem Todesjahr ihres Autors. Hirt fungierte als Direktor des Seminars für „Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft“ und war sich dessen Tradition be-

wusst, wie der Nachruf auf Peter von Bradke (1897, Schriftenverzeichnis Nr. 27) und ein Lexikonartikel (Hirt 1903, nicht bei Arntz 1936) zeigen. Hirt unterrichtete in Gießen neben dem Litauischen regelmäßig „Altbulgarische (altkirchenslawische) Grammatik mit Uebungen“ (Sommer 1914, 1916, Winter 1916/1917) und „Altbulgarische oder Litauische Uebungen“ (Winter 1914/1915), mit der aparten Alternative „Interpretation altbulgarischer oder russischer Texte“ (Winter 1917/1918). Die Wahl zwischen Altbulgarisch und Russisch klingt etwa so, als ob ein Romanist fragen würde: „Lernen wir Latein oder lieber gleich Französisch?“ Und so war es wohl gemeint: Man befand sich im Krieg und die Sprache des Feindes (Russisch) oder auch des Verbündeten (Bulgarisch, siehe gleich) war, wenn sich dafür Hörer fänden, der Beschäftigung mit der Sprachgeschichte vorzuziehen.

Zusammen mit Hirt begann ab dem Sommer 1913 Heinrich Franz Josef Junker (*26. 3. 1890 Offenbach, †3. 4. 1970 Berlin; Sundermann 2009) an der Großherzoglich Hessischen Ludwigs-Universität zu lehren. Junker hatte sich 1912 in Gießen habilitiert und war bis 1919 Privatdozent (ab Wintersemester 1918/1919 allerdings in Militärverwendung), wechselte 1919 als Professor nach Hamburg und bekleidete von 1926 bis 1945 die Professur für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig. 1951 wurde Junker Direktor des Vorderasiatischen Institutes der Humboldt-Universität und 1962 als hervorragender Wissenschaftler des Volkes ausgezeichnet. Junkers Karriere erlitt nach 1945 einen Knick aufgrund seiner Mitgliedschaft in der NSDAP ab 1933, die 1939 aufgrund von Junkers Zugehörigkeit zu einer Loge entweder von ihm oder von Seiten der Partei beendet wurde. Inwiefern Junker überzeugter Nationalsozialist war, der nach der Wandlung zum Kommunisten im DDR-Wissenschaftssystem aufstieg, ist im Rahmen dieses Beitrages nicht zu behandeln und bleibt ein Thema für Historiker.³ Die DDR-Zeit Junkers ist nur insofern anzusprechen, als Junker in der Zeit zwischen Kriegsende und erneutem Eintritt in die Universität u.a. „Russische Lehrbriefe“ (1952) verfasste, die, wenn ich recht sehe, zum

Selbststudium der Werk tätigen gedacht waren. Eben diesen einführenden Russischunterricht gab Junker auch in Gießen (regelmäßig im Winter ab 1915 und zusätzlich im Sommer 1917), außerdem unterrichtete er Neubulgarisch (ab Winter 1916 und zusätzlich Sommer 1917) und Polnisch (Sommer 1917). Auch Hirt bot im Sommer 1917 eine „Einführung in das Russische“ an, im Sommer 1918 lehrten Hirt und Junker zusammen Russisch und Neubulgarisch.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob Hirts und Junkers Unterricht in den modernen slavischen Sprachen Russisch, Polnisch und Bulgarisch mit den Bedürfnissen der deutschen Heeresleitung nach Dolmetschern zu verbinden ist, wie denn auch Junker im Militärdienst als Übersetzer in Kriegsgefangenenlagern eingesetzt war. Insofern ist die Ausweitung von dem indogermanistisch und slavistisch-philologisch erforderten Altkirchenslawischen hin zu modernen slavischen Sprachen kriegsbedingt. Natürlich kann nur eine Quellenstudie zeigen, ob und welche Anweisungen übergeordneter Stellen die Beschäftigung mit modernen slavischen Sprachen in Gießen letztlich bestimmten.

Ein Ausdruck dieser Veränderungen ist die Einführung einer eigenen Abteilung „Slavische Philologie“ in der Präsentation der Lehrveranstaltungen im Vorlesungsverzeichnis der Universität mit dem Wintersemester 1916/1917. Nicht länger als Teil einer „Vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft“ geführt, erscheint der slavistische Sprachunterricht nun eigenständig als „Slavische Philologie“ neben „Orientalischer“, „Klassischer“ und „Neuerer Philologie“. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Hirt selbst, dessen Arbeiten über slavische Sprachen schon hinter ihm lagen, diesen Beginn der Institutionalisierung einer Slavistik in Gießen vorangetrieben hat. Die weitere Geschichte des slavistischen Fremdsprachenunterrichtes in Gießen nach 1918 bedürfte jedenfalls noch der Aufarbeitung.

Die vorgehende cursorische Übersicht über die Slavistik als Auslandsphilologie (was sie im Übrigen auch in den slavischen Ländern ist, wo sie neben den Nationalphilologien Russistik, Bohemistik, Polonistik usw. besteht) zeigt, dass der

Aufstieg und das Verschwinden sprachbasierter Disziplinen in der philosophischen Fakultät eng mit öffentlicher Nachfrage nach praktischer Ausbildung (Sprachunterricht und Lehrerausbildung), aber auch mit politischen Entscheidungen zu tun hat. Wenn der Anschein nicht trügt, ist die eigene Auszeichnung einer „Slavischen Philologie“ 1916 in Gießen den dringlichen Bedürfnissen des Ersten Weltkrieges gefolgt.

Literatur:

Arntz, Helmut (ed.) (1936): Germanen und Indogermanen. Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur. FS Herman Hirt. Erster Band: Ergebnisse der Kulturhistorie und Anthropologie, Zweiter Band: Ergebnisse der Sprachwissenschaft. Heidelberg: Winter. (= Indogermanische Bibliothek 15.1 und 15.2).

Hafner, Stanislaus (1985): Geschichte der österreichischen Slawistik. Hamm, Josef/Wytrzens, Günther (1985): *Beiträge zur Geschichte der Slawistik in nichtslawischen Ländern*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften: 11–88. (= Schriften der Balkankommission 30).

Hirt, Hermann (1903): Bradke, Peter von. Allgemeine Deutsche Biographie. Berlin: Duncker & Humblot, 171–172.

Neumann, Günter (1972): Hermann Hirt. Neue Deutsche Biographie. Berlin: Duncker & Humblot, 235–236.

Sundermann, Werner (2009): Junker, Heinrich Franz Josef. Encyclopaedia Iranica Bd. 15, fasc. 3, 248–251; zitiert nach <<http://www.iranicaonline.org>>, letztmals redigiert 19. 4. 2012.

Zeil, Wilhelm (1994): Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945, Köln, Weimar, Wien: Böhlau (= Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte Reihe A: Slavistische Forschungen 9).

Anmerkungen:

¹ Zitiert mit Titel, Ordnungszahl des Schriftenverzeichnisses (Arntz 1936, 2: 591–602) und Erscheinungsjahr: Zu den slavischen Auslautgesetzen (Nr. 8, 1893). – Gottesurteile und Volksglauben in der Herzegowina (Nr. 19, 1896?). – Der epische Volksgesang in Bosnien. (Nr. 20, 1896). – Die Betonung des Polabischen (Nr. 21, 1896). – Zu den germanischen Lehnwörtern im Slavischen und Keltischen (Nr. 31, 1898). – Bemerkungen zur litauischen Betonung (Nr. 36, 1898). – Der ikavische Dialekt im Königreich Serbien (Nr. 47, 1903).

² Rezensionen: A. Leskien, Untersuchungen über Quantität und Betonung in den slavischen Sprachen (Nr. 80, 1894). – F. N. Finck: Über das Verhältnis des baltisch-slavischen Nominalakzents zum Urindogermanischen (Nr. 81, 1896). – A. Meillet, Recherches sur l'emploi du génitif-accusatif en vieux-slave (Nr. 96, 1897). – M. Völkel, Litauischem Elementarbuch (Nr. 104, 1898). – C. Jurkschat: Litauische Märchen und Erzählungen (Nr. 107, 1899). – T. Margetić, Gramatika i stilistika Hrvatskoga ili srpskoga književnog jezika (Nrn. 111–113, 1900). – E. Berneker, Die Wortfolge in den slavischen Sprachen (Nr. 115, 1901). – V. Karadžić: Lexicon Serbico-germanico-latinum (Nr. 118, 1901). – G. Bronisch, Kaschubische Dialektstudien (Nr. 120, 1901). – W. Vondrák, Altkirchenslavische Grammatik (Nr. 122, 1901). – W. M. Glikin, Neue russische Grammatik für Kaufleute (Nr. 124, 1902). – T. Torbjörnsson, Die gemeinslavische Liquidmetathese (Nr. 127, 1902). – E. Berneker, Slavische Chrestomatie (Nr. 136, 1903). – Fr. Lorentz, Slovinzische Grammatik (Nr. 140, 1904). – J. Janko, Soustava dlouhých slabik koncových v staré germánštině (Nr. 143, 1904). – W. Vondrák, Vergleichende slavische Grammatik I (Nr. 155, 1908).

³ Verwiesen sei auf die Literatur, die der Artikel zum Leipziger Professorenkatalog <https://research.uni-leipzig.de/catalogus-professorum-lipsiensium/leipzig/Junker_72/> anführt.

Kontakt:

thomas.daiber@slavistik.uni-giessen.de



Fahrspaß der Extraklasse.

Bei **Neils & Kraft** finden Sie die ganze Vielfalt, die Sie zu Ihrem ganz persönlichen Fahrvergnügen benötigen. Von der Limousine, über Cabriotlets, SUVs bis zum familienfreundlichen Großraumfahrzeug bieten wir Ihnen Fahrspaß der Extraklasse und natürlich erstklassigen Service.

Sprechen Sie uns an. Gerne beraten wir Sie persönlich.

Mercedes-Benz

Das Beste oder Nichts.



Anbieter: Daimler AG • Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart • Partner vor Ort:

NEILS & KRAFT

Neils & Kraft GmbH & Co. KG, Autorisierter Mercedes-Benz Verkauf und Service
Wellersburgring 1, 35396 Gießen, Tel. 0641 95300 • Schottener Straße 6, 35410 Hungen, Tel. 06402 52420 •
Wetzlarer Straße 36, 35586 Wetzlar, Tel. 06441 37730 • info@neils-und-kraft.de • www.neils-und-kraft.de



Peter v. Möllendorff

Ein „ernster, zielbewusster Erzähler“ und ein „Meister der Griffelkunst“

Alfred Bock und Otto Ubbelohde werden an der Ludwigsuniversität im Sommersemester 1918 zu Ehrendoktoren der Philosophie promoviert*

Am 24. Juli 1918 verlieh die Philosophische Fakultät der Ludwigsuniversität in ihrer 8. Sitzung unter Tagesordnungspunkt 3 auf Antrag des Germanisten Otto Behagel und des Physikers Walter König dem „Schriftsteller“ Alfred Bock aus Gießen (mit einer Gegenstimme) und dem „Kunstmaler“ Otto Ubbelohde aus Goßfelden bei Cölbe (einstimmig) die Ehrendoktorwürde. Von einer Diskussion oder einer Begründung des unterschiedlichen Abstimmungsergebnisses verriät das Sitzungsprotokoll – aufbewahrt im Uni-

* Mein besonderer Dank gilt Frau Dr. Eva-Marie Felschow und Herrn Lutz Trautmann vom Universitätsarchiv für umfassende Hilfe und Unterstützung.

versitätsarchiv unter dem Sigel „Akte Gesamtfakultät 1918–1933, AZ: Phil C 5“ – nichts; ebenso wird nicht erklärt, wieso bei der Abstimmung über Alfred Bock der Historiker Gustav Roloff (1866–1952) den Raum verließ.

Offensichtlich hatte sich die Fakultät – unbehindert durch den bürokratischen Aufwand heutiger Zeiten, die für ein solches Verfahren jedenfalls externe Gutachten einfordern – ohne Bedenken der (nicht sehr ausführlichen) Begründung des Antrags vom 16. Juli d. J. angeschlossen, die hier vollständig zitiert sei:

Bei dem abschließend erwähnten Kunsthistoriker handelt es sich, nebenbei bemerkt, um

An die Grossherzogliche Philosophische Fakultät.

Wir beantragen, die philosophische Fakultät wolle den folgenden Herren die Würde eines Doktors der Philosophie ehrenhalber verleihen.

- 1. Herrn Schriftsteller Alfred Bock in Giessen*
- 2. Herrn Kunstmaler Otto Ubbelohde in Gossfelden bei Cölbe.*

Wir sind bei diesem Antrag geleitet von der Erkenntnis, die schon vor dem Kriege sich durchgesetzt hat, aber durch den Krieg in höchstem Masse vertieft und erweitert worden ist, der Erkenntnis von der unendlichen Bedeutung der heimischen Art, von der Notwendigkeit, unsere Kultur vor allem auf dem Eigenen aufzubauen. Bock wie Ubbelohde haben als Künstler eine wissenschaftliche Tat vollbracht: Sie haben das Oberhessische Land, das Oberhessische Volkstum mit tief schürfendem Spürsinn entdeckt und das mit Künstlerauge Geschaute weiten Kreisen zugänglich gemacht, der eine mit der Feder, der andere insbesondere mit dem Griffel. Mit gewissenhafter Treue schildert Bock in seinen Romanen und kleineren Geschichten die hessischen Bauern, die Bewohner der kleinen Stadt und hat ihre Rede beinahe mit sprachwissenschaftlicher Zuverlässigkeit festgelegt. Ubbelohde hat sich der innersten Reize der hessischen Landschaft bemächtigt und sie schlicht und kraftvoll vorgetragen. Seine wundervollen Bilder zu den Märchen der Brüder Grimm schaffen Verkörperungen hessischen Wesens, denn die Märchensammlung der beiden grossen Hessen ist selber zu einem guten Teil auf hessischem Boden erwachsen.

Wir bemerken, dass der Vertreter der Kunstgeschichte an unserer Universität, Herr Professor Rauch, dem wir unsere Absicht vertraulich mitgeteilt haben, sie mit Begeisterung begrüsst hat.

König

Behagel

Unter der Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs
Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein
Des Rektor Magnificentissimus der Ludwigsuniversität

ernennt die Philosophische Fakultät der Ludwigsuniversität mit Zustimmung des
Rektors Dr. phil. Paul Gisevius ordentlichen Professors der Landwirtschaft durch
ihren Dekan Dr. phil. Ludwig Schlesinger ordentlichen Professor der Mathematik

den Schriftsteller

Alfred Bock

in Gießen

den ernstesten zielbewußten Erzähler der selber ein Oberhesse die herbe Kraft
hessischen Bauerntums die stillen Werte hessischen Kleinstadtlebens mit schärf-
ster Beobachtung und verständnisvollem Humor dargestellt hat und dadurch
zum künstlerischen Entdecker des Volkstums seiner Heimat geworden ist

ehrenhalber

zum

Doktor der Philosophie

Gießen, am 29. Juli 1918

Der Rektor
Dr. Gisevius



Der Dekan
Dr. Schlesinger

von Blauder für Hof- und Universitäts-Druckerei Gieseler & Co. Gießen

Ehrenpromotionsurkunde für Alfred Bock vom 29. Juli 1918.

(Bildnachweis: Universitätsarchiv der Justus-Liebig-Universität Gießen, Signatur: Phil O 25)

Christian Rauch (1877–1976), seinerzeit noch Privatdozent und erst seit 1920 ordentlicher Professor für Kunstgeschichte.** 1906 unter dem Archäologen Bruno Sauer habilitiert, kann er als der Gründer des kunsthistorischen Instituts gelten, das auf sein Betreiben schon 1907/08 eingerichtet und mit eigenen Räumlichkeiten in einem Gartenhäuschen hinter der Bismarckstraße 22 ausgestattet wurde. Mit Unterstützung der „Gesellschaft der Freunde des Kunstwissenschaftlichen Instituts“ (gegründet 1922) wurde das Haus in der Bismarckstraße 34 erworben, umgebaut, mit einem eigenen Hörsaal nach den Entwürfen Rauchs versehen (dem heutigen Margarete-Bieber-Saal, 1928 eingeweiht) und 1930 bezogen. Rauch war später mehrfach Dekan und Rektor der Universität und übergab 1945 die Universität den einrückenden Amerikanern. Ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit galt der hessischen Kunst, Stadtplanung und Architektur, die er vor allem auch in dem von ihm begründeten Jahrbuch *Hessenkunst: Jahrbuch für Kunst- und Denkmalpflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet* (1906–1931) publizierte, übrigens des Öfteren auch mit Illustrationen Ubbelohdes. Seine hier dokumentierte Begeisterung für die Ehrenpromotionspläne ist damit leicht erklärt.

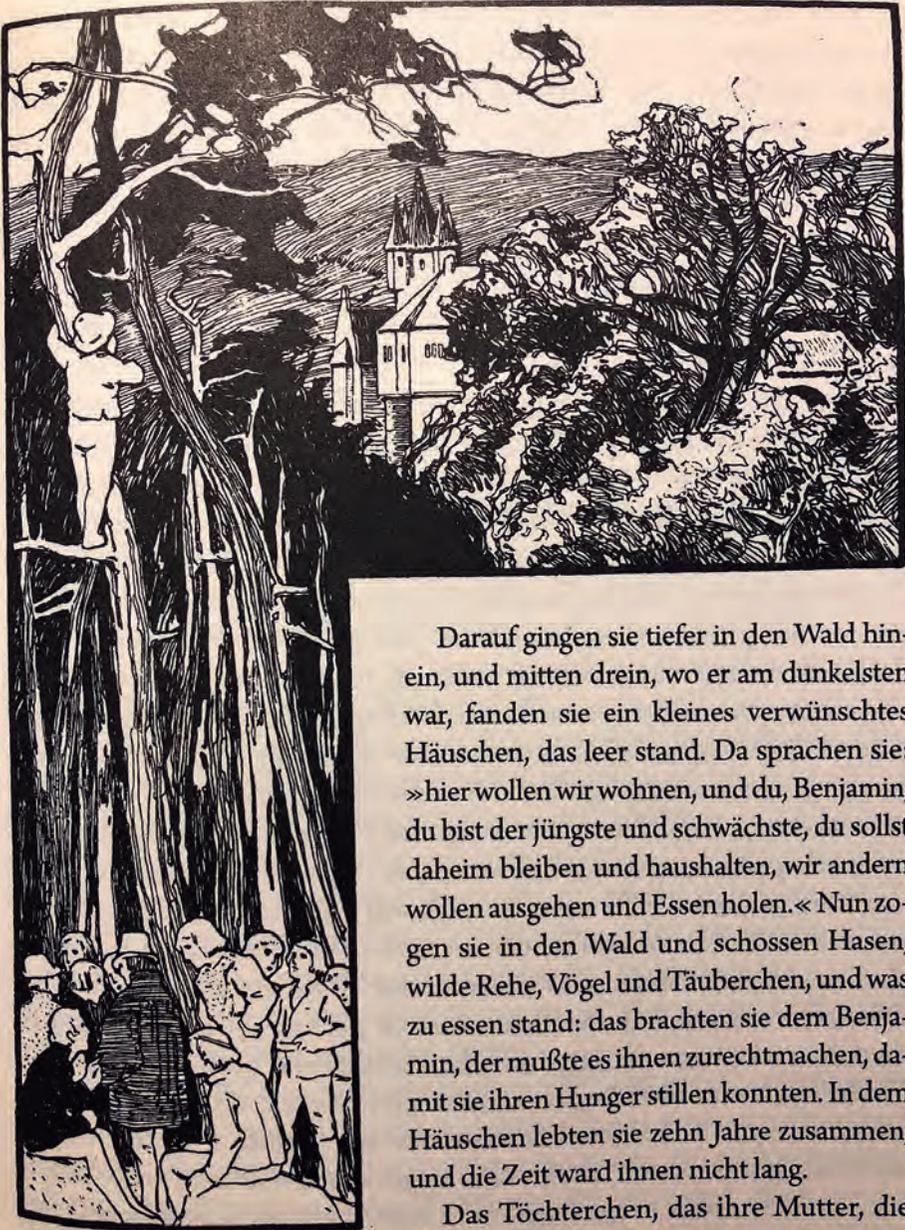
Der Germanist Otto Behagel (1854–1936), Anfang Mai desselben Jahres zum Geheimrat ernannt und ebenfalls 1918 Gründungsmitglied der Gießener Hochschulgesellschaft, war 1895/96 und 1905–1907 Rektor der Universität Gießen gewesen. Auch Walter König (1859–1936), Ordinarius für Experimentalphysik und im gleichen Jahr wie Rauch, 1905, an die Gießener Universität gewechselt, hatte dieses Amt 1911 innegehabt. Das nicht nur außeruniversitär, sondern eben gerade auch inneruniversitär hohe Renommee dieser drei Persönlichkeiten wird zu der Geschwindigkeit, mit der ihr Vorschlag in der Fakultät umgesetzt wurde, nicht am wenigsten beigetragen haben. Man muss dabei auch berücksichtigen, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Ein-

fluss der Universität und ihrer Mitglieder auf das kulturelle Leben Gießens und seines Umlandes außerordentlich hoch war und umgekehrt diese Umgebung auch auf die Universität stark einwirkte; gerade Christian Rauch etwa engagierte sich eingehend in Denkmalschutz und -pflege Hessens, und er wie Behagel waren beispielsweise Mitglieder der 1897 gegründeten Historischen Kommission für Hessen in Marburg. Die Annahme, dass es gerade auch im Rahmen dieses Umfelds zu Vorabsprachen in der Sache gekommen sein dürfte, liegt nahe. Die Urkunden der Ehrenpromotion, unterzeichnet von Rektor Paul Gisevius, Geheimer Hofrat und Agrarwissenschaftler – nach ihm ist die vom Fachbereich 09 seit 1963 verliehene Gisevius-Medaille benannt –, und Dekan Ludwig Schlesinger, der das Fach Mathematik vertrat, tragen das Datum 29. Juli 1918; am gleichen Tag erst hatte der Rektor die *venia promovendi* erteilt. Dekan und Prodekan überbrachten die Urkunde am 31. Juli 1918 Otto Ubbelohde in Goßfelden, Dekan und Otto Behagel am 1. August 1918 Alfred Bock; von ihm liegt auch ein auf den 7. August 1918 datiertes Dankeschreiben in den Akten des Universitätsarchivs (Aktenzeichen: Phil O 25) vor. Otto Ubbelohde (1867–1922) war in Marburg aufgewachsen und hatte am Gymnasium Philippinum sein Abitur abgelegt. Seine künstlerische Ausbildung erhielt er jedoch in Weimar und München; in Bayern, am Bodensee und am Neckar verbrachte er auch seine Künstlerjahre bis 1895. Nach seiner Heirat kehrte er nach Hessen zurück und zog nach Goßfelden bei Cölbe. Seine erste eigene Ausstellung hatte er 1912 in Gießen. Renommiert wurde er für seine Gemälde hessischer Landschaften, dann für seine 448 Illustrationen der Grimmschen Märchensammlung, an denen er von 1906 bis 1909 arbeitete.

Eine erste akademische Ehrung erfuhr Ubbelohde zu seinem 50. Geburtstag durch die Universität Marburg, die ihm den Professorentitel verlieh; im Juli 1921 verlieh sie ihm außerdem die Ehrensensorenwürde.

Alfred Bock (1859–1932), nach dem eine Straße in unmittelbarer Nähe des Philosophikums I benannt ist, war in seiner Zeit ein hoch angese-

** Siehe auch den Beitrag zu „Kunst und Kunstgeschichte in Kriegszeit“ von Dr. Angelika Müller-Scherf in diesem Heft, S. 107 ff.



Darauf gingen sie tiefer in den Wald hinein, und mitten drein, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: »hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten, wir andern wollen ausgehen und Essen holen.« Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Täuberchen, und was zu essen stand: das brachten sie dem Benjamin, der mußte es ihnen zurechtmachen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen, und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Töchterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren hatte, war nun herange-

wachsen, war gut von Herzen und schön von Angesicht und hatte einen goldenen...

Otto Ubbelohde, Illustration zu Grimms Märchen „Die zwölf Brüder“.

(Bildnachweis: Grimms Märchen. Vollständig nach der Ausgabe von 1812/15. Mit 444 Illustrationen von Otto Ubbelohde. Verlag Anaconda 2015, S. 61)

hener Schriftsteller, zunächst als Lyriker, später aber vor allem als Erzähler und Romancier. 1924 noch als einer der ersten Preisträger mit dem Georg-Büchner-Preis geehrt – der Preis war 1923 vom Landtag des Volksstaates Hessen zur Vergabe an hessische oder mit Hessen geistig verbundene Künstler gestiftet worden –, nahm Bocks Ansehen gegen Ende seines Lebens, wie er in seinen Tagebüchern ausführlich reflektiert, stark ab. Für seinen letzten Roman *Hausierer* fand er keinen Verleger; er erschien 1994 unter der Herausgeberschaft Erwin Leibfrieds und der von ihm geleiteten „Arbeitsstelle Werner und Alfred Bock“ der JLU. Orte und Figuren seiner Romanhandlungen lokalisierte Bock vor allem im Vogelsberg.

Mit der Ehrendoktorwürde reklamierte die Gießener Universität ihren Anteil am Renommee des Zeichners und Malers Ubbelohde und positionierte sich darüber hinaus insofern deutlich als Bewahrerin hessischen Kulturguts, als sie zugleich den Ehrungsprimat gegenüber einem „echten Gießener“, Alfred Bock, für sich beanspruchte. Die oben zitierte Begründung für den Antrag bei der Fakultät mag zum Ausdruck bringen, dass dies ein allseitiges Bedürfnis nach Identitätsstiftung womöglich gerade gegen Ende eines verlorenen Krieges gewesen sein mag.

Kontakt:

peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

III. Das besondere Thema aus Anlass der UNESCO-Welterbe-Auszeichnung

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen

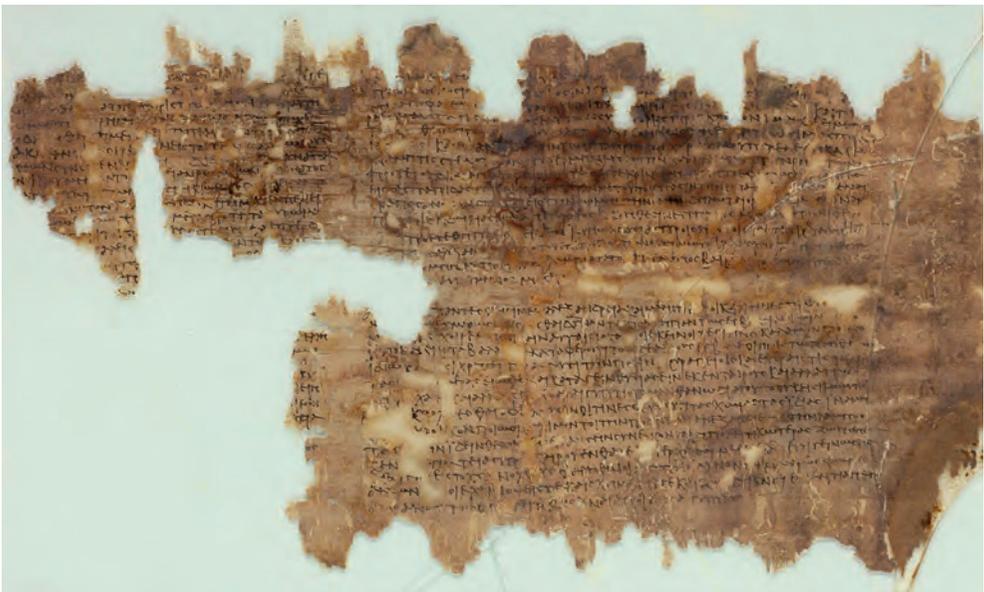
Karen Piepenbrink

„Kaiserlich-göttliches Geschenk“ oder „Steuertrick“ – Was sagt uns die *Constitutio Antoniniana* heute?

I. Zum Gegenstand

Wenige Erlasse römischer Kaiser sind in der modernen Forschung so kontrovers diskutiert worden wie die *Constitutio Antoniniana*. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts allerdings hat der Gegenstand nur geringe Aufmerksamkeit erfahren; auch waren nur spärliche Informationen dazu verfügbar: Der Jurist Ulpian berichtet, dass ‚alle‘ im Römischen Reich aufgrund eines Gesetzes des Kaisers Antoninus zu römischen Bürgern geworden seien.¹ Die gleiche Nachricht findet sich beim Historiographen Cassius Dio, der sie indes noch um eine Interpretation ergänzt: Es habe sich nur scheinbar um eine Ehrung gehandelt; tatsächlich sei es dem Herrscher lediglich um eine Erhöhung des Steueraufkommens gegangen.² Keiner der beiden zeitgenössischen

Gewährsmänner jedoch tradiert den originalen Wortlaut des Edikts, obwohl er ihnen offenkundig noch bekannt war. Spätantike wie auch frühneuzeitliche Autoren, die auf die Verfügung rekurrieren, stützen sich mehrheitlich auf jene knappe Zusammenfassung Ulpians, nun aber ohne Kenntnis des Ausgangstextes. Die frühe Forschung zu der Thematik, die im 19. Jahrhundert einsetzt, folgt zumeist Cassius Dio, greift dabei gern auch dessen Mutmaßungen über die Intention des Kaisers auf und präsentiert diese nicht selten als historisches Faktum. Auch sie operiert – in Ermangelung dokumentarischer Überlieferung – einzig mit Sekundärzeugnissen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts dann ist der Originaltext auf einem Papyrus der Gießener Papyrussammlung wiederentdeckt worden – ein für die Wissenschaft sensationeller Fund, der indes



Der Papyrus P. Giss 40 I. Der Text der *Constitutio Antoniniana* befindet sich in der linken Kolonne.

(Foto: Universitätsbibliothek Gießen/Barbara Zimmermann)

zunächst mehr Fragen aufgeworfen als beantwortet hat: Der Text – es handelt sich um eine griechische Übersetzung der ursprünglich lateinischen Konstitution (solche wurden für den Gebrauch in griechisch-sprachigen Provinzen regelmäßig angefertigt) – ist nur fragmentarisch erhalten. Eine vollständige Rekonstruktion bleibt uns entsprechend versagt; nichtsdestotrotz konnten die für das Verständnis der Regelung einschlägigen Passagen mittlerweile einigermaßen zufriedenstellend erschlossen werden.

Auf dieser Grundlage ist nunmehr gesichert, dass Kaiser Caracalla als Urheber der Maßnahme anzusehen ist – dies geht aus dem in der ersten Zeile angeführten Herrschertitel unmissverständlich hervor; die literarischen Zeugnisse, die den Namen ‚Antoninus‘ überliefern, sind dage-

gen mehrdeutig.³ Noch immer nicht mit letzter Gewissheit geklärt sind der genaue Anlass und die Entstehungssituation. Da sich die Schlusszeile des Gesetzes, die u.a. eine Datumsangabe umfasst haben dürfte, nicht erhalten hat, ist der exakte Zeitpunkt der Promulgation nicht mehr festzustellen. Gleichwohl liefert uns der Papyrus diesbezüglich einen wichtigen Hinweis: Er enthält zwei weitere Gesetze Caracallas, die hinter der *Constitutio* notiert sind. Deren erstes – ein Amnestieerlass – ist explizit auf das Jahr 212/213 datiert. Wenn wir davon ausgehen, dass die Kanzlei die Schreiben in korrekter chronologischer Reihung auf den Papyrus aufgebracht hat, ist daraus für die *Constitutio* auf eine Entstehung im Jahr 212 zu schließen.

Wörtlich heißt es in dem Papyrus:⁴

| | |
|-----|--|
| 1 | Αὐτοκράτωρ Καῖσαρ Μάρκος Ἀυρήλι[ος Σεουήρος] Ἀντωνῖνο[ς] Ἐ[ύσεβῆ]ς λέγει· |
| |]η μᾶλλον ἀν[... τὰς αἰτίας καὶ το[ύς] λογι[σμοὺς |
| | θ]εοῖς [τοῖ]ς ἀθ[αν]άτοις εὐχαριστήσαιμι, ὅτι τῆ[ς] τοιαύτης[ς] |
| |]ησμε συ[νε]τήρησαν. τοιγ[α]ροῦν νομίζω [ο]ὔτω με |
| 5 |]ως δύ[ν]ασθαι τῆ μεγαλειότητι αὐτῶν τὸ ἱκανὸν ποι- |
| εῖν | ὀσ]άκις ἐὰν ὑ[πε]ρίσθ[ω]σιν εἰς τοὺς ἔμοῦς ἀν[θρ]ώπους |
| |]ν θεῶν συνει[σ]ενέγκ[οι]μι. δίδωμι τοῖς συνάπα- |
| σιν | κατὰ τὴν οἰκουμένην πολιτ[ε]ίαν Ῥωμαίων, μένοντος |
| | τοῦ δικαίου τῶν πολιτευμ[ά]των, χωρ[ίς] τῶν [..]δετικίων. ὅ[φ]εῖλει γὰρ τὸ |
| 10 |]νεῖν πάντα ἀ[... α] ἥδη κ[α]ὶ τῆ νίκη ἐνπεριει- |
| ληφ |]γμα [..]λώσει [τὴν] μεγαλειότητα [το]ῦ Ῥωμα[ί-] |
| |] . περὶ τοὺς [..]υς γεγενησθα[ί] ἥπερ δ[ι] |

Kaiser Mar]cus Aurelius [Severus] Antoninus E[usebe]s verkündet: [...] eher [...] die Gründe und die Überlegungen ... [...] den unsterblichen Göttern möchte ich danken, dass sie mich in einer solchen [Gefahr?] gerettet haben. Daher glaube ich denn in dieser Weise [fromm o.Ä.?] ihrer Größe entsprechend zu handeln, [wenn ich...], sooft zu meinen Untertanen [andere Menschen?] kommen, [sie zu den Heiligtümern?] der Götter bringe. Ich verleihe allen [... im] Reich das Römische [Bürgerrecht?]. Dabei behalten [die Rechtsansprüche der Gemeinwesen] ihre Gültigkeit abgesehen von den [...]. Denn es soll ... [...] alles [...] schon auch durch den Sieg umfassen ... [...] der Erlass möge die Größe des römischen Volkes ...“⁴⁵

Der Kaiser selbst also hebt hervor, dass er das Edikt aus Dankbarkeit gegenüber den Göttern, konkret für die Errettung aus einer Gefahr, promulgiert habe (Z. 3f.). Wenn wir von 212 als Entstehungsjahr ausgehen, dürfte ein Konflikt mit seinem Bruder den Anlass gegeben haben:

Caracalla bezichtigt jenen Ende 211, ihm nach dem Leben zu trachten, um sich zum alleinigen Kaiser aufschwingen zu können. Er lässt ihn töten und eine *damnatio memoriae* über ihn verhängen. Zeitgenössische Autoren kolportieren demgegenüber, dass Caracalla derjenige ge-

wesen sei, der eine Alleinherrschaft zu erringen suchte und sich daher des Bruders entledigen wollte.⁶ Welche Variante zutreffend ist, wird sich mit letzter Sicherheit nicht mehr bestimmen lassen. In jedem Fall präsentiert sich der Kaiser hernach als Sieger wie auch als von den Göttern Erretteter. Er spricht den Göttern gegenüber seinen Dank aus und offeriert zugleich (nahezu) allen freien Bewohnern des *Imperium Romanum*, die zu jenem Zeitpunkt noch nicht den Status von *cives Romani* innehatten, das römische Bürgerrecht (Z. 7f.).

Auf den ersten Blick scheinen diese beiden Aktionen nicht viel miteinander zu tun zu haben. Demzufolge hat man die Verordnung bis vor einigen Jahrzehnten – sofern man sie nicht mit Cassius Dio als kalkulierten ‚Steuertrick‘ abgetan hat – zuweilen als Ausdruck von ‚Caesarenwahn‘ gedeutet. Heute wird dies anders gesehen: Für jeden römischen Kaiser war essentiell, sich als Euerget zu betätigen und sich entsprechend zu inszenieren, um die im Reich maßgeblichen Gruppen – insbesondere das Heer, die hauptstädtische Bevölkerung sowie den Senatorenstand – an sich zu binden. Caracalla hat den Erwartung der Soldaten wie auch der *plebs Romana* vollumfänglich entsprochen, hat die der Senatoren jedoch weitgehend ignoriert. Dies hat erhebliche Irritationen in jenem Stand ausgelöst, die sich im Bild des Kaisers bei Cassius Dio niederschlagen – dieser gehört seinerseits dem *ordo senatorius* an und richtet sich auch vorrangig an Standesgenossen als Adressaten.

Bei unserem Dekret tritt zu dem klassisch-euergetischen Moment aber offenkundig noch etwas anderes hinzu: Caracalla nimmt die Großzügigkeit der Götter zum Anlass, sich seinerseits dem Volk gegenüber generös zu zeigen. Er möchte der Bevölkerung eine Gabe zukommen lassen, die zum einen deren Würde erhöht und sie zum anderen motiviert, ihrerseits den Göttern zu huldigen. Politische und religiöse Gesichtspunkte sind hier eng verwoben.⁷ Kulturteilnahme und Bürgerrecht werden in unmittelbaren Zusammenhang gebracht. Das ist aus römischer Sicht keinesfalls abwegig: Beide Elemente verbindet, dass sie sich bereits in der Vergangenheit als effektive Instrumente der Romanisierung und damit der Förderung der

Identifikation mit dem Reich erwiesen haben. Zudem spiegelt sich hier die in der römischen Welt gängige Vorstellung wider, dass das Reich sowohl eine Kult- als auch eine Rechtsgemeinschaft darstellt. Das Recht hatte allerdings bisher den exklusiveren Charakter und wurde in noch höherem Grade als Inbegriff von *romanitas* verstanden.⁸

II. Zur Bedeutung im historischen Kontext

Über lange Zeit eingehend diskutiert wurde, was es in der Zeit überhaupt bedeutete, römischer Bürger zu werden, und wie viele Personen von der Regelung betroffen waren. Das römische Bürgerrecht bildete in der Kaiserzeit anders als in der Republik nicht mehr die Voraussetzung für politische Teilhabe, sondern beinhaltete einen privilegierten Rechtsstatus. Bis zu Caracalla gliederte sich die freie Bevölkerung in römische Bürger (*cives Romani*) und ‚Fremde‘ (*peregrini*). Das Bürgerrecht wurde gewöhnlich qua Geburt erlangt, wobei der Status der Mutter maßgeblich war. Daneben konnte es durch den Kaiser verliehen werden. Es hatte dabei den Charakter eines Privilegs wie auch einer Auszeichnung für besondere Verdienste um das Reich. Bedacht wurden zuvorderst die Angehörigen der provinziellen Eliten, die sich in ihren Städten als Stadträte oder als Inhaber von Magistraturen engagierten, sowie Soldaten, wenn sie nach 25 Jahren ehrenhaft aus dem Dienst entlassen wurden.⁹ Die Mehrzahl der *peregrini* gehörte keiner dieser beiden Gruppierungen an und hatte damit nur sehr geringe Aussichten auf Empfang des Bürgerrechts. Außergewöhnlich an der Bestimmung Caracallas ist nun, dass sie sich auf (nahezu) sämtliche Freien bezog und der rechtlichen Diskriminierung der *peregrini* ein Ende setzte. Die kategoriale Differenzierung zwischen Römern und *peregrini*, die seit der Republik für die politische und rechtliche Praxis kennzeichnend war, existierte fortan nicht mehr.

Römischer Bürger zu werden meinte im Prinzip vor allem, eine Verbesserung des personenrechtlichen Status zu erfahren,¹⁰ die sich im Straf- wie im Zivilrecht manifestierte: Als rö-

mischer Bürger konnte man an den Kaiser appellieren, auf die Weise etwa Einspruch gegen ein Gerichtsurteil erheben. Wurde man eines Kapitalverbrechens bezichtigt, hatte man Anspruch auf einen Prozess vor dem Kaisergericht. Man durfte also nicht von einem provinziellen Gericht verurteilt oder gar auf Initiative eines Provinzstatthalters aufgrund bloßer disziplinarischer Gewalt hingerichtet werden. Im Prozess hatte man keine Folter zu fürchten. Ein Todesurteil war nur bei Tötungsdelikten resp. Hochverrat zulässig – *peregrini* dagegen konnten auch bei geringfügigeren Vergehen zum Tode verurteilt werden. Für den Fall, dass es doch zu einem Todesurteil kam, wurde dieses zumindest nicht auf entwürdigende Art vollstreckt: Hinrichtungen durch Kreuzigung, Ertränken oder den Tod in der Arena galten für römische Bürger als inadäquat. Aber auch wer nicht strafrechtlich belangt wurde, erlangte durch das römische Bürgerrecht entscheidende Vorzüge: Ihm war gestattet, nach römischem Recht Verträge zu schließen, was nachgerade im Geschäftsverkehr mit anderen *Romani* wesentliche Vorteile mit sich brachte. Des Weiteren waren er oder sie befugt, eine rechtsgültige Ehe einzugehen; Nichtrömern hingegen war nur der sog. Konkubinat möglich. Er oder sie vermochten nach römischem Recht zu erben wie auch zu vererben. In der Vergangenheit waren Nichtrömer in dem Bereich massiv benachteiligt, was besonders für diejenigen von ihnen spürbar war, in deren Familien andere Personen über das römische Bürgerrecht verfügten. Die kompromittierende Annahme Cassius Dios, der Kaiser habe tatsächlich nur das Steueraufkommen, konkret eine Erhöhung der Einnahmen aus der Erbschaftsteuer, im Blick gehabt, setzt an dieser Stelle an: In der Tat entrichteten nur *cives Romani* nach römischem Recht Steuern auf Erbschaften – eben aufgrund der Tatsache, dass auch nur sie nach römischem Recht testier- und erbberechtigt waren. In der Forschung dominiert mittlerweile die Annahme, dass die vorrangige Intention Caracallas nicht auf dieser Ebene zu suchen ist: schlicht des Umstandes wegen, dass die allermeisten vermögenden Einwohner, welche die Erbschaftsteuer

er primär tangierte, lange zuvor den Status römischer Bürger erlangt hatten.¹¹ Bis vor wenigen Jahren massiv umstritten war auch, wie viele Menschen überhaupt von der Bestimmung profitierten. In der Forschung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde teils angenommen, es habe sich nur um eine sehr kleine Zahl gehandelt, da die meisten ohnehin schon Römer waren oder aber, weil noch immer erhebliche Gruppen ausgeschlossen worden seien.¹² Dies wird heute so nicht mehr vertreten.¹³ Absolute Zahlen existieren freilich nicht. Das wichtigste Indiz liefert die Ausbreitung des Familiennamens ‚Aurelius‘ – des *nomen gentile* des Kaisers. Es war üblich, dass jemand, der vom Kaiser mit dem Bürgerrecht bedacht worden war, dessen Namen als eigenen Familiennamen annahm. Studien zu dem Gegenstand haben ergeben, dass der Name ‚Aurelius‘ seit 212/13 deutlich zunahm und in den Provinzen des östlichen Reichsteils namentlich unter den nichtprivilegierten Bevölkerungsgruppen zum am stärksten verbreiteten *nomen gentile* überhaupt avancierte.¹⁴ Die Ausmaße der Bürgerrechtsverleihungen waren wohl tatsächlich singular und überstiegen sämtlich andere Maßnahmen dieser Art, die wir aus der Geschichte kennen.

III. Zur welthistorischen Relevanz

Eine Besonderheit der Regelung, die gerade mit Blick auf heutige Fragen von Staatsbürgerschaft und Zugehörigkeit zu politischen Verbänden instruktiv scheint, ist darin zu sehen, dass sie weder nivellierenden Charakter hatte noch mit einer Zentralisierung von Herrschaft einherging. Darin unterscheidet sie sich von den meisten anderen illustren Beispielen der Konstitutions- und Bürgerrechtsgeschichte. Die Menschen wurden römische Bürger, behielten aber – sofern vorhanden – ihr früheres Bürgerrecht. Das war besonders im Osten des Reiches relevant, der durch die griechische Stadtkultur geprägt war. Jede Stadt hatte hier ein eigenes Bürgerrecht. Man war also gleichzeitig römischer Bürger und Bürger seiner Heimatstadt. Auch regionale Rechtstraditionen blieben gewahrt – das galt für städtische wie ländliche Re-

gionen gleichermaßen.¹⁵ Das römische Recht wurde nicht oktroyiert.¹⁶ All das regelt in unserem Edikt eine Salvationsklausel, die die Rechte der Heimatgemeinden bzw. die Pflichten der Bürger diesen gegenüber ausdrücklich bestätigt (Z. 8f.).

Wir haben es insgesamt mit einem erheblichen Maß an Pluralität in rechtlicher wie auch administrativer Hinsicht zu tun, was mit der Art der Organisation römischer Verwaltung zusammenhängt. Ein Großteil der öffentlichen Aufgaben wurde im Römischen Reich auf regionaler und lokaler Ebene bewältigt; nur wenig wurde zentral geregelt. Das geschah freilich nicht aus prinzipiellen Beweggründen heraus, sondern war pragmatisch bedingt – nichtsdestotrotz bildet dieses Phänomen einen interessanten Referenzpunkt für aktuelle Diskussionen zum Subsidiaritätsprinzip.¹⁷

Den Zeitgenossen, die sich zur *Constitutio* geäußert haben, hat sich die Bedeutung des Gegenstandes offenkundig nicht erschlossen. Ihre Wahrnehmung ist überschattet durch das Bild Caracallas. Einschlägig ist hier der mehrfach erwähnte Cassius Dio. Sobald man sich aber von der Person des Kaisers und dessen mutmaßlichen Intentionen löste, entstand ein anderer Eindruck. Das lässt sich bereits in den Jahrhunderten nach Caracalla beobachten,¹⁸ aber auch in der nachantiken Rezeption etwa in der Frühen Neuzeit.¹⁹ Die Tatsache, dass (beinahe) alle freien Bewohner über das Bürgerrecht verfügten, wurde dann tatsächlich als außergewöhnliche Errungenschaft perzipiert. Allerdings geriet dabei ein wenig ins Hintertreffen, dass dieser Zustand durch einen konkreten Erlass, eben die *Constitutio Antoniniana*, geschaffen wurde. Bleibt zu hoffen, dass dies – nach Aufnahme des Gießener Papyrus in das ‚UNESCO-Weltdokumentenerbe‘ Ende Oktober 2017 – stärker ins Bewusstsein gelangt.

Aus der Rückschau betrachtet ist unstrittig, dass das Dekret den erstrangigen Dokumenten der Bürger- und Menschenrechtsgeschichte zuzuordnen ist. Eine Besonderheit der *Constitutio* ist dabei – neben der ausdrücklichen Anerkennung gewachsener politischer und rechtlicher Strukturen – vor allem in ihrer tendenziell globalen Ausrichtung zu

sehen: Sie beschränkte sich nicht auf einen einzelnen Kontinent oder gar einen Nationalstaat, sondern zielte auf die Integration von Menschen dreier Erdteile mit sehr unterschiedlichen ethnischen und kulturellen Hintergründen.

Anmerkungen:

¹ Digesten 1, 5, 17.

² Cassius Dio 78, 9, 4f.

³ Dieser Name könnte etwa auch auf Antoninus Pius oder Mark Aurel schließen lassen, was in der Spätantike mehrfach geschehen ist.

⁴ Transkription von Paul Aloys Kuhlmann, *Die Giessener literarischen Papyri und die Caracalla-Erlasse*. Edition, Übersetzung und Kommentar, Gießen 1994, 222.

⁵ Übersetzung von Paul Aloys Kuhlmann, *Die Constitutio Antoniniana*: Caracallas umfassende Bürgerrechtsverleihung auf dem Papyrus Gissensis 40, in: Barbara Pferdehirt/Markus Scholz (Hrsg.), *Bürgerrecht und Krise. Die Constitutio Antoniniana 212 n. Chr. und ihre innenpolitischen Folgen*, Mainz 2012, 45–50, hier 47.

⁶ Vgl. Cassius Dio 78, 2, 1–3.

⁷ Dazu Kostas Buraselis, *Theia Dora*. Das göttlich-kaiserliche Geschenk. Studien zur Politik der Severer und zur *Constitutio Antoniniana*, Wien 2007, bes. 19; Paul Simeon, *Caracalla: entre apothéose et damnation*, in: *Latomus* 69 (2010) 792–810, hier 792f.

⁸ Die Teilnahme am Kaiserkult etwa setzt den Bürgerstatus nicht voraus.

⁹ Zu den Hintergründen Friedrich Vittinghoff, *Militärdiplome, römische Bürgerrechts- und Integrationspolitik der Hohen Kaiserzeit*, in: ders./Werner Eck (Hrsg.) *Civitas Romana*. Stadt und politisch-soziale Integration im *Imperium Romanum* der Kaiserzeit, Stuttgart 1994, 282–298 (zuerst 1986).

¹⁰ Eine ausführliche Übersicht hierzu findet sich bei Barbara Pferdehirt, *Die rechtlichen Auswirkungen*, in: dies./Markus Scholz (Hrsg.), *Bürgerrecht und Krise. Die Constitutio Antoniniana 212 n. Chr. und ihre innenpolitischen Folgen*, Mainz 2012, 59–61.

¹¹ Vgl. Buraselis, *Theia Dora*, 8.

¹² Einen Überblick über die entsprechenden Kontroversen gibt Christoph Sasse, *Die Constitutio Antoniniana*, Eine Untersuchung über den Umfang der Bürgerrechtsverleihung auf Grund des Papyrus Giss. 40 I, Wiesbaden 1958, 18–22.

¹³ Sicher ist, dass Sklaven und bestimmte Gruppen Freigelassener ausgenommen waren, außerdem sog. *barbari*, darunter auch Angehörige germanischer Ethnien, die sich dauerhaft im *Imperium Romanum* aufhielten.

¹⁴ Einen Überblick über die Resultate der betreffenden Studien gibt Markus Scholz, *Zur Reaktion auf die Constitutio Antoniniana und zum Umfang der Bürgerrechtsverleihungen anhand des kaiserlichen Familiennamens Aurelius*, in: dies./Barbara Pferdehirt (Hrsg.), *Bürgerrecht und Krise. Die Constitutio Antoniniana 212 n. Chr. und ihre innenpolitischen Folgen*, Mainz 2012, 67–75, hier 67–73.

¹⁵ Dazu Claude Lepelley, *Le nivellement juridique du monde romain à partir du III^e siècle et la marginalisation des droits locaux*, in: *Mélanges de l'École française de Rome* 113 (2001) 839–856, bes. 850.

¹⁶ Anders noch Ludwig Mitteis, *Reichsrecht und Volksrecht in den östlichen Provinzen des römischen Kaiserreiches*, Leipzig 1891, 160–166; zum heutigen Verständnis Caroline Humfress, *Law and Custom under Rome*, in: Alice Rio (Hrsg.), *Law, Custom, and Justice in Late Antiquity and the Early Middle Ages*, London 2011, 23–47, bes. 36f.

¹⁷ Diesbezüglich mit Blick auf die Europäische Union Karl Strobel, *The Roman Empire: Economy and Legal Practice – Parallels to the European Union? Plurality and Diversity or Uniformity of Roman Law?* In: ders. (Hrsg.), *Von Noricum nach Ägypten: Eine Reise durch die Welt der Antike. Aktuelle Forschungen zu Kultur, Alltag und Recht in der römischen Welt*, Klagenfurt/Ljubljana/Wien 2007, 107–192, hier 114.

¹⁸ Hierzu mit Belegen Hartmut Wolff, *Die Constitutio Antoniniana und Papyrus Gissensis* 40 I, Köln 1976, 28–32.

¹⁹ Beispiele sind u.a. Jean Bodin und Hugo Grotius; zu deren Rezeption des Phänomens und ihren Kontexten Daniel Lee, *Citizenship, Subjection, and Civil Law: Jean Bodin on Roman Citizenship and the Theory of Consensus Subjection*, in: Clifford Ando (Hrsg.), *Citizenship and Empire in Europe 200–1900. The Antonine Constitution after 1800 Years*, Stuttgart 2016, 113–134, hier 122; Clifford Ando, *Sovereignty, Territoriality and Universalism in the Aftermath of Caracalla*, in: *ibid.*, 7–27, hier 16.

Kontakt:

Prof. Dr. Karen Piepenbrink
Historisches Institut
Professur für Alte Geschichte
Otto-Behaghel-Straße 10
35394 Gießen
Karen.Piepenbrink@geschichte.uni-giessen.de

IV. Berichte aus geförderten Projekten

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen

Martina Bork

Botanische Konzerte 2017

20 Jahre lud die Justus-Liebig-Universität an vier Sonntagen in den Sommermonaten zu diesem besonderen Musikangebot in den Botanischen Garten ein. Die Botanischen Konzerte im Herzen des universitären Lehrgartens versammelten eine Vielfalt an musikalischen Ausdrucksformen und hatten eine große Fangemeinde in der Region. Die konzeptionelle Federführung der gemeinsam vom Institut für Musikwissenschaft und Musikpädagogik und dem Präsidenten der JLU veranstalteten Konzertreihe lag in all den Jahren bei Prof. Dr. Ekkehard Jost. Sein unerwarteter Tod im März 2017 hinterließ in der Jazzszene eine große Lücke. Dass die Konzerte im Jubiläumsjahr dennoch in seinem Sinne und im Gedenken an ihn

stattfinden konnten, verdankt sich seiner planerischen Vorarbeit.

Die Musikauswahl spiegelte wie stets die weltmusikalische Programmatik wider und versammelte langjährige musikalische Wegbegleiter des verstorbenen spiritus rector. Das Eröffnungskonzert am 28. Mai spielte das Gitarren-Duo Gerd Stein & Lulo Reinhardt mit ihrem Programm „Zwei Gitarren auf Weltreise – Pit-Stop im Botanischen Garten“. Diese musikalische Tour du monde vereinte Elemente des Flamenco, der marokkanischen Gnaoua-Musik und des Latin-Jazz mit weiteren aus spanischer, kapverdischer und brasilianischer Musik. Mit Neuinterpretationen von Edith Piaf ging es am 11. Juni mit dem Saxophonisten Wollie Kaiser



Abschlusskonzert mit der Formation „Free Spirits“.

(Foto: JLU-Pressestelle/K. Friese)

und seinem Ensemble unter dem Titel „La môme en rose“ weiter. Nur eine Woche später, am 18. Juni kehrte mit dem Tony-Lakatos-Quintett ein Programmpunkt aus dem Vorjahr wieder und begeisterte das Publikum erneut mit hochkarätigem, technisch vollendetem Jazz. Zum Abschlusskonzert am 2. Juli trafen sich einige der engsten musikalischen Freunde Ekkehard Josts unter dem Formationsnamen „Free Spirits“ und boten Musik aus Josts Feder und seinem Lieblingsrepertoire, in dieser Konstellation eine Uraufführung. Dabei

kam auch sein Baritonsaxofon – diesmal gespielt von Wollie Kaiser – noch einmal zum Einsatz.

Die Veranstaltungsreihe finanzierte sich durch Spendeneinnahmen aus dem Publikum, Spenden der Gießener Hochschulgesellschaft und der Volksbank Mittelhessen sowie aus Eigenmitteln der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Kontakt:

veranstaltungen@uni-giessen.de

Wolfgang Achtner

Nahtoderfahrungen – Blick ins Jenseits?*

**Auftaktveranstaltung zu „Theologie im Brennpunkt“
am 4. Mai 2017 in der Aula der Justus-Liebig-Universität**

Im Rahmen der neuen Reihe „Theologie im Brennpunkt“ fand am 4. Mai 2017 in der Aula der Justus-Liebig-Universität die Auftaktveranstaltung „Nahtoderfahrungen – Blick ins Jenseits“ statt. Nach dem Grußwort durch den Vizepräsidenten für Forschung der JLU, Prof. Dr. Dr. Peter Kämpfer, und der Einführung in die Thematik der Veranstaltung durch Prof. Dr. Wolfgang Achtner eröffnete der Hauptredner des Abends, der aus den Niederlanden stammende Kardiologe Dr. Pim van Lommel mit sei-

nen Forschungsergebnissen zu Nahtoderfahrungen und ihrer Deutung den Abend. In der mit 400 Besuchern bis auf den letzten Platz besetzten Aula, darunter viele Studierende, Stadtpublikum und auch ca. 40 Mediziner, für die diese Veranstaltung als Fortbildung zertifiziert war, erläuterte Dr. van Lommel seine Forschungen. In einer prospektiven Studie an mehreren Krankenhäusern der Niederlande, die sich über viele Jahre hinzogen, hatte Dr. van Lommel nicht nur typische physiologische Merkmale von Nahtoderfahrungen und Erlebnisdimensionen herausgearbeitet, sondern auch mit zwei zeit-

* Dieser Bericht erscheint posthum. Wolfgang Achtner hat ihn noch vor seinem Tod am 31. Oktober 2017 verfasst.



Prof. Dr. Wolfgang Achtner und Dr. Pim van Lommel während der Veranstaltung in der Aula der Justus-Liebig-Universität Gießen.

lich weit auseinanderliegenden Interviews den Effekt der Nahtoderfahrung auf die Lebenseinstellung der Betroffenen untersucht. Die Ergebnisse wurden im Jahre 2001 in "The Lancet" veröffentlicht und in popularisierter Form später in dem Buch „Endloses Bewusstsein“.

Eindrücklich schilderte Dr. van Lommel in seinem mehr als einstündigem Vortrag die Ergebnisse seiner Studie. Er stellte fest, dass von den von ihm untersuchten 344 Patienten mit Herzstillstand und anschließender Reanimation 12% eine Nahtoderfahrung hatten. Sie ist also ein vergleichsweise seltenes Phänomen. Besonders hob er hervor, dass ausgerechnet beim Herzstillstand, bei dem man keinerlei Wahrnehmungsfähigkeit des Organismus mehr erwarten könne, die intensivsten Wahrnehmungen gemacht wurden. Kann dieses Paradox im Rahmen unseres gängigen naturwissenschaftlich-medizinischen Weltbildes erklärt werden? Genau dies versuchen auch Neurowissenschaftler, die von der Voraussetzung ausgehen, dass das Bewusstsein ein Produkt des Gehirns ist. Genau an dieser Stelle setzt auch der Dissens zur Mehrheit der gegenwärtigen naturalistisch orientierten Neurowissenschaftler und Philosophen ein. Denn Dr. van Lommel behauptet, dass die Ergebnisse seiner Forschungen, vor allem das geschilderte Paradox, nur erklärt werden könnten, wenn man von einem Bewusstsein ausgeht, das nicht vollständig an das Gehirn gebunden ist, sondern auch unabhängig von ihm existieren kann. In Anlehnung an Aspekte der Quantenmechanik spricht er von „nicht lokalem Bewusstsein“. Nur so, also vor dem Hintergrund eines nicht an den Leib gebundenen Bewusstseins, könnten die extrem differenzierten Wahrnehmungen der Herzstillstandpatienten und ihre "Out of body experiences" erklärt werden. Nach lang andauerndem Beifall für den Referenten schilderte die Physiotherapeutin Sabine Mehne als Betroffene in anrührender Weise ihre eigene Nahtoderfahrung und ihr Bemühen, diese außergewöhnliche Erfahrung in ihren Alltag und in ihr Weltbild zu integrieren. Bei den Rückfragen aus dem Publikum wurde deutlich, dass ca. ein Dutzend der Anwesenden auch über Nahtoderfahrungen verfügte. Es gab aber auch ei-

ne kritische Stimme, die die Wissenschaftlichkeit der Theorie von Lommels in Frage stellte. In der Tat sollte auch die sich nach der Pause anschließende Diskussionsrunde, die von Prof. Dr. Hennig Lobin moderiert wurde, auch die kritischen Punkte beleuchten. Konsens herrschte darüber, dass die Existenz dieser Erfahrungen nicht geleugnet werden könne. Prof. Dr. Johannes Kruse, Chef der Psychosomatik des UKGM, beleuchtete vor allem Aspekte der Therapie und die komplementäre Ergänzung von schulmedizinischem und psychotherapeutischem Handeln. Prof. Dr. Enno Ezard Popkes, Theologe von der Universität Kiel, stellte seine interdisziplinär angelegten Forschungen zum Thema Thanatologie vor. Prof. Dr. Wolfgang Achtner stellte die Nähe von Nahtoderfahrungen mit mystischen Erfahrungen heraus und sah hier eine Anknüpfung an die Religionen. Ein Disput entzündete sich an der Frage des Dualismus. Die Veranstaltung endete nach viereinhalb Stunden um 22.30 Uhr, wobei in zahlreichen Kleingruppen weiter diskutiert wurde. Insgesamt kann man sagen, dass das Thema dieses Abends im Hinblick auf seine existenzielle Dimension wie auch im Hinblick auf sein Verhältnis zur naturwissenschaftlichen Weltanschauung mit großer Resonanz und mit intensivem Gesprächsbedarf aufgenommen wurde. Dies zeigte sich auch in der publizistischen Reaktion. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung berichtete in einem längeren Artikel über die Veranstaltung und Dr. van Lommel wurde vom Hessischen Rundfunk interviewt.

Mit dieser Veranstaltung wurde im gewissen Sinne die Thematik der „Mystischen Nächte“ im Hinblick auf die Bedeutung der Mystik fortgeführt, da es Überschneidungen zwischen mystischen Erfahrungen und Nahtoderfahrungen gibt. Inwieweit es gelingen wird, diese Erfahrungen in unser gegenwärtiges medizinisch-naturwissenschaftliches Weltbild zu integrieren oder nicht, ist derzeit offen. Zweifellos gibt es eine Reihe von Aspekten dieser Erfahrung, für die es neurophysiologische Äquivalente gibt und die auf dieser Grundlage erklärt werden könnten. Dem steht jedoch das genannte Paradox entgegen. Ob man dafür ein leibunabhängiges nichtlokales Bewusstsein an-

nehmen muss, wie dies Dr. van Lommel tut, muss derzeit offenbleiben.

Hervorzuheben ist, dass durch die Veranstaltung Kontakte zum gerade von Prof. Dr. Popkes gegründeten Institut für Thanatologie der Universität Kiel aufgenommen werden konnten. Erfreulich ist ebenfalls, dass die Thematik des

Abends von den zahlreichen anwesenden Studierenden intensiv in den Pausen und auch noch nach der Veranstaltung diskutiert wurde. Gerade dieses über die eigenen Fachgrenzen hinausgreifende Interesse und Engagement ist ganz im Sinne der neuen Reihe „Theologie im Brennpunkt“.

Lisa Beißwanger

Art Institutions ↔ Performance Art – International PhD Workshop and Symposium, 21. bis 24. Juni 2017

Zur Veranstaltung

Inhaltlich ging es bei dem Workshop mit dem Titel *Art Institutions ↔ Performance Art – International PhD Workshop and Symposium* um das spannungsreiche Verhältnis von Kunstinstitutionen und Performancekunst, das sich seit den 1970er Jahren (also seit der Etablierung der damals neuen Kunstform) in einem stetigen Wandel befindet. An insgesamt vier Tagen fanden Diskussionen und Vorträge zum Thema an der JLU Gießen statt sowie eine gemeinsame Exkursion der Teilnehmenden nach Kassel zur documenta 14.

Von insgesamt 32 BewerberInnen, die auf den Call for Papers geantwortet hatten, wurden acht Gäste ausgewählt. Wegen einer kurzfristigen, krankheitsbedingten Absage nahmen sieben internationale Gäste am Workshop teil. Diese kamen aus den USA, aus Kanada, der Türkei, Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland und der Schweiz. Dank der Förderung durch die Gießener Hochschulgesellschaft konnte ein Teil der Übernachtungskosten der Gäste gedeckt werden. Dieser Kostenanteil hätte die für die Veranstaltung insgesamt zur Verfügung stehenden Mittel überstiegen. Die Präsenz der



Die TeilnehmerInnen des Workshops von links nach rechts: Kathrin Borresch (Darmstadt), Sevie Tsampalla (Liverpool), Jona Goldie-Scot (Maastricht), Inga Untiks (Toronto), Lisa Beißwanger (Gießen), Didier Morelli (Chicago), Siri Peyer (Luzern), Hatice Özdogan Türkiilmaz (Ankara).
(Foto: M. Sauer)

Teilnehmenden vor Ort an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen war für die Veranstaltung essenziell, dies wurde durch die Förderung durch die Hochschulgesellschaft ermöglicht.

Zum Ablauf der Veranstaltung vom 21. Juni bis 24. Juni 2017:

Den Auftakt zur Veranstaltung bildete ein Vortrag von Prof. Dr. Mechtild Widrich zum Thema *Performative Monuments*. Prof. Widrich lehrt Kunstgeschichte mit Schwerpunkt auf zeitgenössische Kunst an der School of the Art Institute of Chicago.

Am zweiten Tag fand ein geschlossener Workshop bzw. ein Reading Retreat statt. Alle Teilnehmenden waren im Vorfeld aufgefordert, eine oder zwei Lektüren zur Verfügung zu stellen, die dann im Workshop gemeinsam diskutiert wurden. Die Diskussion fiel nicht zuletzt wegen der flachen Hierarchie der Peer-to-peer-Veranstaltung sehr angeregt und produktiv aus.

Am dritten Tag fand ein öffentliches Symposium statt, an dem die Workshop-TeilnehmerInnen zwanzigminütige Kurzvorträge zu ihren jeweiligen Themenschwerpunkten präsentierten. Der Tag war gegliedert in drei thematische Bereiche: *Performance & Biennials*, *Market and Funding* und *Museums and Performance*. Zu den Gästen der Veranstaltung zählten auch Studierende des Instituts für Kunstpädagogik und des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaften. Der Wechsel von der Gruppendiskussion am Vortag zum frontalen Vortragsformat während des Symposiums hat sich als sehr fruchtbar herausgestellt, da die unterschiedlichen Themenbereiche so in unterschiedlicher Dichte und Tiefe diskutiert und in Verbindung gebracht werden konnten sowie verschiedene Anlässe für wertvolles Peer-to-peer-Feedback gegeben waren. Am vierten Tag fand ein gemeinsamer Besuch der documenta 14 in Kassel statt. Daran nahmen sechs der Workshop-TeilnehmerInnen teil. In Kassel konnten einige der zuvor gewonnenen Erkenntnisse „am Objekt“ diskutiert und überprüft werden.

Zur Evaluation:

Die Veranstaltung hat nicht nur zum individuellen Wissenszuwachs der Teilnehmenden beigetragen, sondern auch zu einer internationalen und inter-universitären Vernetzung. Diese ging sogar über die physisch anwesenden Personen hinaus. Einige BewerberInnen und Interessierte, die nicht anreisen konnten, wurden über einen Mailverteiler einbezogen. Einige Rückmeldungen der anwesenden TeilnehmerInnen nach der Veranstaltung können einen Eindruck vermitteln von der positiven und sehr produktiven Atmosphäre der Veranstaltung:

“Thanks for organizing such an inspiring workshop!”

(S. Tsampalla)

“I meant it when I said that this was probably the best conference/reading retreat I had been to in a very long time.”

(D. Morelli)

“I learnt a lot from all of you and gained new insights which I can definitely use for my PhD research.”

(K. Borresch)

“Thank you all for the inspiring days in Giesen. I also learnt a lot from all of you. I’m sure all these ideas will be very useful for my PhD research.”

(H. Özdoğan)

“It was such a great opportunity for us to share and learn from each other’s work and experience. I learned a lot, and will be returning to my own research with many new perspectives.”

(I. Untiks)

In meinem und im Namen der Teilnehmenden möchte ich mich hiermit noch einmal herzlich bei der Gießener Hochschulgesellschaft für die Förderung der Veranstaltung bedanken.

Kontakt:

Lisa Beißwanger M.A.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
an der Professur für Kunstgeschichte
Institut für Kunstpädagogik
der Justus-Liebig-Universität Gießen
Karl-Glöckner-Straße 21 H
35394 Gießen
Telefon: +49/(0)641/99-25030
Lisa.beisswanger@kunst.uni-giessen.de

UNSER STROM AUS UNSERER REGION. WIR HABEN GIESENER GRÜNSTROM.



Gießener Grünstrom – unsere Privatkunden müssen sich um nichts kümmern. Sie haben ihn schon.

Beim Einkaufen achten wir besonders auf regionale Produkte. Das Gleiche machen wir beim Strom. Unser Gießener Grünstrom kommt zu fast 40% aus unserer Region. Die SWG kümmern sich darum – wir müssen nichts dafür tun. Das finden wir richtig klasse! Danke, SWG – für ein Stück Heimat aus der Steckdose.

www.giessener-gruenstrom.de



MIT ENERGIE. FÜR DIE REGION.

Städtwerke Gießen
SWG



M. Scheibinger, A. Stamatescu, C. Franke, M. Huber

Abschlussbericht des Theaterprojektes STOLLEN – work case scenario, 29. Juni 2017

Nach einer fast halbjährigen Entwicklungsphase feierte das Konferenztheaterstück STOLLEN work case scenario nun endlich am 15. Juni im Laborthheater der Hochschule für Bildende Künste Dresden seine öffentliche Premiere und wurde am 29. Juni 2017 in Gießen noch einmal erfolgreich aufgeführt.

Wie genau und was genau haben wir mit STOLLEN entwickelt, wenn wir nun nach unserer intensiven Arbeitsphase darauf zurückblicken?

Alles beginnt im November 2016: Wir beschäftigten uns gerade ausführlich mit verschiedenen Texten von Karl Marx, allen voran mit „Die entfremdete Arbeit“, als uns das erste Mal klar wird: Wir können und wollen nicht nur unsere eigenen, vor allem vom neoliberalen Kunstmarkt geprägten Sichtweisen auf Arbeit als Grundlage für unser Stück heranziehen, sondern müssen versuchen, einen Raum zu schaffen für die unzähligen verschiedenen Positionen zu diesem Thema; eine Diskussion ermöglichen, die nicht schon vor der Aufführung abgeschlossen ist, sondern live vor Ort für das Publikum erfahrbar wird. Wirklich jeder hat etwas zum Thema Arbeit zu sagen.

Die Idee zu einer Konferenzsituation ist damals entstanden und zog sich fortlaufend durch unser Arbeiten hindurch. Verwirklicht haben wir sie dann tatsächlich auch in einem außergewöhnlichen Aufführungsdispositiv, wobei die Zuschauenden und Performerinnen gemeinsam in einem Konferenzraum an einem großen Tischquadrat sitzen. Es gibt eine Tagesordnung, Infomaterial und verschiedene Wortbeiträge zum Thema Arbeit.

Diskussion über Arbeit kann nun stattfinden, aber eher entfremdet, aus ihrem Kontext enthoben, wir sehen uns also einem ähnlichen Problem gegenüber, wie schon Marx und Engels zu ihrer Zeit.

Anfang des Jahres 2017 wird uns klar: Wir brauchen mehr als das. Wir brauchen einen Produk-

tionsprozess, der nicht nur platt nachahmt und dabei pädagogisch sein will, sondern mit dem wir alle wirkliche, persönliche Erfahrungen verbinden und dessen Produkt wir danach ernsthaft seinen „Arbeitskräften“ entziehen können. Kurz: Wir brauchen ein Anti-Fetisch-Objekt. Ein liebevoll hergestelltes Selbstgemachtes, das am besten mit der Geschichte jedes einzelnen Konferenzteilnehmers schon im Vorneherein verwebt ist und trotzdem vielleicht sogar ein wirkliches, natürlich längst schon vermarktetes und weltweit vertriebenes Fetisch-Objekt zum Vorbild (oder zum Abbild?) hat.

Die Dresdener Traditions-Firma Quendt kommt ins Spiel: Durch verschiedene Recherche- und Interviewmöglichkeiten in Dresden (wir besuchen zum Beispiel die Dresdener Stollenmanufaktur, sprechen mit Bäckern, Marketing-Chefs und Verkäufern) erforschen wir die unterschiedlichen Arbeitsformen der Firma.

Unsere Konferenzsituation geht letztlich über in einen gemeinsamen Produktionsprozess, ein kollektives Backerlebnis, bei dem verschiedene Interviewpartner aus unterschiedlichen Branchen zu Wort kommen: Neben Steve Jobs und Mitarbeitern im Marketing eines führenden Automobilherstellers wird die Produktion vor allem durch Interviewsequenzen von Quendt-Mitarbeitern geprägt, die von ihrer täglichen Arbeit erzählen.

Das Backwerk wird den Konferenzteilnehmern am Ende dieses Prozesses entzogen, es kann nach der Vorstellung käuflich erworben werden. Im letzten Abschnitt des Abends verwandelt sich die Konferenzsituation noch einmal von der Produktionsstraße hin zu einer festlich gedeckten Kaffeetafel. Wir betrachten gemeinsam die mit Lichtshow und Kunstnebel begleitete Niederkunft des ECHTEN Dresdener Stollens. Alles endet mit einer Kaffeefahrt-Situation. Aus den Boxen unter und um die Konfe-



„Lächeln Sie für uns!“. Aus: STOLLEN am 16. Juni 2017.

(Foto: Maria Kotylevskaja)

renzistische hört man ein Zitat aus „Der kommende Aufstand“: „Eine revolutionäre Bewegung verbreitet sich nicht durch Kontaminierung, sondern durch Resonanz. [Sie] ist eher etwas, das wie Musik Gestalt annimmt, und dessen Zentren es gelingt, ihren eigenen Rhythmus und ihre eigene Schwingung durchzusetzen, obwohl sie selbst in Zeit und Raum zersprengt sind.“ – Wer schuldig ist, darf sich das erste Stück abschneiden.

Zusammenfassend können wir im Rückblick feststellen, dass wir uns sehr intensiv und gleichzeitig sehr subjektiv mit der Frage nach Arbeit beschäftigt haben. Wir hoffen, einen Jahrhunderte alten Diskurs nicht nur zu reproduzieren, sondern erfahrbar gemacht zu haben. Auch unser eigenes Arbeiten wurde während des Prozesses von uns auf die Frage nach unserer Arbeitsweise und unserem Miteinander immer wieder untersucht und geprüft: Gerade unser kollektives und hierarchiefreies Arbeiten war für beide Seiten deshalb sehr bereichernd und vor allem interessant. Sicherlich sind dadurch auch immer wieder ungeahnte Schwierigkeiten auf-

getreten, beispielsweise in der Kommunikation mit der technischen Leitung des Laborthaters oder anderen Institutionen, die wir aber alle im Prozess und durch viele Gespräche erfolgreich überwinden konnten.

Wir hoffen, als Kollektiv Emotional Laborthater auch noch in weiteren Projekten in der Zukunft erfolgreich zusammenarbeiten zu können.

Abschließend bleibt uns nur noch unseren zahlreichen Unterstützern zu danken, ohne die unser Projekt nicht hätte verwirklicht werden können: Der Hochschule für Bildende Künste Dresden, der Justus-Liebig-Universität Gießen, der Gießener Hochschulgesellschaft, dem Gießener Kulturamt, der Hessischen Theaterakademie, dem Kulturamt Dresden, der Firma Quendt und aller ihrer an unserem Projekt beteiligten Mitarbeiter und vielen weiteren Freunden, die uns durch Rat und Mithilfe am Projekt unterstützt haben.

Kontakt:

emotionallaborthater@gmail.com



Gerhard Schuler

Internationaler Workshop on Gonadal Function, Gamete Interaction and Pregnancy (GGP)

**an der Klinik für Geburtshilfe, Gynäkologie und Andrologie
der Groß- und Kleintiere mit Tierärztlicher Ambulanz
der Justus-Liebig-Universität Gießen, 28. bis 30. September 2017**

Am 28. bis 30. September 2017 wurde an der Klinik für Geburtshilfe, Gynäkologie und Andrologie der Groß- und Kleintiere mit Tierärztlicher Ambulanz der Justus-Liebig-Universität Gießen (Professur für Molekulare Reproduktionsmedizin; Lehrstuhlinhaberin: Prof. Dr. Christine Wrenzycki) ein internationaler Workshop zum Thema *Gonadal Function, Gamete Interaction and Pregnancy (GGP)* ausgerichtet. Organisiert wurde die Tagung vom früheren Lehrstuhlinhaber, Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Bernd Hoffmann, sowie Herrn apl. Prof. Dr. Gerhard Schuler. Die Veranstaltung hat eine langjährige Tradition. Ursprünglich vor ca. 30 Jahren aus einem Workshop zur peripartalen Endokrinologie beim Rind hervorgegangen, fand sie seither ohne Unterbrechung jährlich in verschiedenen europäischen Ländern statt, wobei 2017 die Gießener Arbeitsgruppe zum vierten Mal Gastgeber war. Dies ist insofern sehr bemerkenswert, als in diesem Zeitraum die Konkurrenz durch die deutlich gestiegene Anzahl nationaler und internationaler Tagungen auf den genannten Fachgebieten erheblich zugenommen hat. Das besondere „Flair“ dieses Workshops ergibt sich aus der informellen Atmosphäre, wodurch er eine ideale Plattform für den wissenschaftlichen Nachwuchs darstellt, erstmals vor internationalem Publikum aufzutreten und in der Fremdsprache Englisch vorzutragen. Eine weitere Besonderheit dieser Tagung ist auch die enge Verknüpfung zwischen Grundlagenforschung und veterinärmedizinischer Praxis. Da sich die ArbeitsgruppenleiterInnen teilweise seit mehreren Jahrzehnten kennen, werden auch ganz aktuelle, noch weitgehend unfertige Ergebnisse vorgestellt sowie methodische Probleme und auch Fehlschläge offen diskutiert, was v.a. für den wissenschaftlichen Nachwuchs von erhebli-

chem Interesse für das eigene Projekt sein kann. An der diesjährigen Veranstaltung nahmen neben WissenschaftlerInnen aus den deutschen veterinärmedizinischen Ausbildungsstätten in Gießen, Hannover und München sowie aus dem Leibniz-Institut für Nutztierbiologie (FBN) Dummerstorf KollegInnen aus mehreren europäischen Ländern teil (Österreich, Schweiz, Frankreich, Dänemark, Italien, Polen, Türkei). Ergänzt wurde die Teilnehmerschaft durch DoktorandInnen und Studierende aus dem hiesigen Fachbereich Veterinärmedizin.

Der Workshop gliederte sich im Wesentlichen in drei Themenbereiche: aktuelle Methoden in der biomedizinischen Forschung, Interaktionen von Gameten sowie die Berichte aus aktuellen Forschungsvorhaben. Im Methodik-Block berichtete Frau Dr. Michaela Hartmann (UKGM, Abteilung für Allgemeine Pädiatrie und Neonatologie, Gießen) in ihrem Vortrag zur Bestimmung von Steroidhormonen mittels Massenspektrometrie-basierter Methoden über die erheblichen methodischen Fortschritte, die in den letzten Jahren in der Steroidanalytik erzielt wurden, insbesondere eine erhebliche Steigerung der Sensitivität. Herr Dr. Rainer Fürbass (FBN Dummerstorf) referierte über die Möglichkeiten, welche sich in der Forschung und möglicherweise auch in der Therapie durch die CRISPR/Cas9-Technologie ergeben, eine neue „Genschere“, die es erlaubt, wesentlich effizienter als bisher DNA gezielt zu schneiden und zu verändern (Genome Editing). Prof. Dr. Martin Götte (Klinik und Poliklinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe, Universitätsklinikum Münster) fasste den derzeitigen Kenntnisstand über MicroRNAs zusammen, die neben endokrinen Regelmechanismen eine weitere wichtige Ebene der Genregulation darstellen. In Form der

small interfering (si) RNAs können sie auch in der reproduktionsmedizinischen Forschung als Werkzeuge eingesetzt werden, um beispielsweise in Zellkulturen die Expression bestimmter Gene auszuschalten. Im Block *Interaktionen von Gameten* gaben Frau Prof. Dr. Christine Wrenzycki (Klinik für Geburtshilfe, Gynäkologie und Andrologie der Groß- und Kleintiere mit Tierärztlicher Ambulanz der Justus-Liebig-Universität Gießen) und Frau Dr. Karine Reynaud (École Nationale Vétérinaire d'Alfort, Paris) einen aktuellen Überblick über die In-vitro-Produktion von Embryonen beim Rind bzw. bei Hund und Katze. Beim Rind besitzt diese Technologie in der praktischen Tierzucht bereits seit Jahren eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung und spielt weiterhin für die Erzeugung von Embryonen zu Forschungszwecken eine herausragende Rolle, z. B. zur Erforschung der frühembryonalen Entwicklung. Auch bei der Katze und anderen auf der Liste bedrohter Tierarten stehender Feliden wurde dieses biotechnologische Verfahren erfolgreich etabliert, während beim Hund aufgrund speziesspezifischer Besonderheiten v.a. in der Eizellreifung nennenswerte Erfolge bisher noch ausgeblieben sind. In den restlichen Themenblöcken wurde aus aktuellen Forschungsprojekten aus verschiedenen Teilbereichen der Fortpflanzungsmedizin und -biologie berichtet, z. B. zur hormonellen Steuerung von Trächtigkeit, Zyklus und Hodenfunktion sowie zur Neonatologie bei verschiedenen Tierarten. Daneben kamen auch praxisrelevante Themen nicht zu kurz, wie beispielsweise die Vorhersage des Geburtszeitpunktes beim Hund oder die planmäßige Züchtung auf Resistenz gegen Entzündungen des Uterus sowie des Eu-

ters bei Milchrindern. Die Beiträge, die in Form von Abstracts in der Zeitschrift „Tierärztliche Praxis G“ publiziert werden, wiesen durchweg ein sehr anspruchsvolles Niveau auf und wurden intensiv und ausgiebig diskutiert. Am Rande der Tagung kam es zwischen verschiedenen Arbeitsgruppen zu Planungen zukünftiger gemeinsamer Projekte und zum Austausch von mitgebrachtem Probenmaterial.

Als Besonderheit dieser Tagung bemüht sich die ausrichtende Arbeitsgruppe, die Veranstaltung frei von Kosten für Teilnahme und Unterkunft zu organisieren, um insbesondere der Zielgruppe des wissenschaftlichen Nachwuchses die Teilnahme zu ermöglichen. Da einer Finanzierung aus regulären Haushaltsmitteln hier deutliche Grenzen gesetzt sind, waren die Organisatoren auf die Einwerbung von Drittmitteln angewiesen. Neben den Sponsoren aus der veterinärpharmazeutischen Industrie sind sie daher insbesondere der Gießener Hochschulgesellschaft (GHG) und dem Verein der Freunde und Förderer der Veterinärmedizin in Gießen (VdFF) für die gewährte Unterstützung sehr dankbar, ohne die die Durchführung der Tagung im üblichen Format nicht möglich gewesen wäre. Bei allen Teilnehmern ergab sich in der abschließenden Diskussion eine äußerst positive Resonanz. Erfreulicherweise hat sich die Züricher Arbeitsgruppe spontan bereit erklärt, die Ausrichtung im Jahr 2018 zu übernehmen, so dass der Fortbestand dieses traditionsreichen Workshops zumindest für das nächste Jahr gesichert ist.

Kontakt:

Gerhard.Schuler@vetmed.uni-giessen.de



Herbert Fritz, Danae Gallo González

***De algún tiempo a esta parte* (Max Aub, 1939).**

Regie: Esther Lázaro

Aufführung am 8. Dezember 2017 im Margarete-Bieber-Saal, JLU Gießen

Im Rahmen einer kleinen Deutschlandtournee (Hamburg, Rostock, Berlin) kam die Theatergruppe *Therkas Teatre* aus Barcelona auf Einladung des Instituts für Romanistik nach Gießen. Am 8. Dezember 2017 wurde das Stück *De algún tiempo a esta parte* (1939) von Max Aub im Margarete-Bieber-Saal aufgeführt.

Vor der Aufführung stellte Esther Lázaro, Schauspielerin und Leiterin von *Therkas Teatre*, den in Deutschland relativ wenig bekannten spanischen Schriftsteller Max Aub (1902–1973) vor, der zu den wichtigsten Autoren des republikanischen spanischen Exils in Mexiko zählte. Außerdem gab sie einen Überblick über sein breit gefächertes Werk und führte in das Stück ein. Der 1939 geschriebene Monolog *De algún tiempo a esta parte* (*In letzter Zeit*) ist Teil einer Trilogie mit dem Titel *Tres monólogos y uno solo verdadero* (*Drei Monologe, aber nur ein wahrer*). Die Protagonistin des Monologs ist Emma, die einen jüdischen Großvater hatte, sich selbst aber als gläubige Katholikin sieht. Wegen dieses Großvaters wurde sie von den Nationalsozialisten nach dem Anschluss Österreichs aus ihrer Wiener Wohnung vertrieben. Dort lebt nun die Familie eines SS-Offiziers. Emma durfte zwar im Haus bleiben, musste aber in die Dachkammer ziehen und putzt nun für die Familie.

Die Protagonistin befindet sich zu Beginn des Stückes in der Dachkammer und hält ein Selbstgespräch, in dem sie über ihr jetziges Leben und vor allem aber die Vergangenheit reflektiert, oder, wie der Titel andeutet, darüber, wie sich alles „in letzter Zeit“ dramatisch geändert hat.

Sie erzählt von ihrem Mann, Adolfo, der im Konzentrationslager Dachau „auf der Flucht“ erschossen wurde, und von ihrem Sohn, Samuel, der im österreichischen Konsulat in Barcelona arbeitete und von den Republikanern getö-

tet wurde. Insbesondere beunruhigt sie die Unsicherheit, ob er ein Nazi war und deswegen hingerichtet wurde. Des Weiteren erzählt sie von den gewalttätigen Ausschreitungen gegen die Juden in der Reichskristallnacht in Österreich. Entsetzt berichtet sie von einer Szene, in der ein junger Mann zuerst von einem Mitglied der SA erschlagen wird, dann von einem Österreicher ein Auge ausgestochen bekommt und die Meute danach seine Leiche durch die Straßen schleift. Der Monolog erzählt letztlich davon, wie sie durch den Anschluss aus ihrer bürgerlichen Existenz gerissen und zu einem Opfer ohne jegliche Zukunftsperspektive wurde.

Die Inszenierung des Monologs war beeindruckend. Besonders hervorzuheben ist die schauspielerische Leistung von Esther Lázaro, die die Rolle der Emma während der fast 90 Minuten dauernden Aufführung perfekt spielte. Sie ging in ihrer Rolle als Emma völlig auf. Sie verwandelte sich in eine ältere Frau, die nur mehr in Trippelschritten geht und sich sehr schwer bücken und wieder aufrichten konnte. Die Kleidung, eine gepunktete Kittelschürze, eine schwarze Strickjacke und ein Kopftuch sowie Filzpantoffeln, machten aus der ehemals bürgerlichen Frau eine Dienstmagd. Emma wischt die ganze Zeit Staub von alten Büchern, die auf dem Boden liegen und die sie dann in eine große Truhe räumt. Das exzessive Staubwischen zieht sich als Leitmotiv durch das ganze Stück. Die Maske, das Licht, die Gestik, der im Hintergrund rauschende Regen und der vorherrschende Hell-Dunkel-Kontrast unterstreichen die Verzweiflung und Zukunftsangst der Frau.

Das Stück endet mit einem „*Coup de théâtre*“: Nachdem Emma alle Bücher in die Truhe eingeräumt hat, steigt sie am Ende des Stückes selbst hinein und schließt sie von innen. Das Publikum hat eine Weile gebraucht, um zu re-



Esther Lázaro in der Rolle der Emma.

(Foto: Herbert Fritz)

alisieren, dass dies das Ende des Stückes markierte. Nach Beginn des Applauses öffnete die SchauspielerIn die Truhe und stieg heraus. Der Applaus war so enthusiastisch, dass sie mehrere Male auf die Bühne kommen musste.

Die Vorstellung stand im Rahmen einer Reihe von Veranstaltungen, in denen das Institut für Romanistik unter der Federführung von Frau Prof. Dr. Verena Dolle seit 2011 die Literaturen und Kulturen Spaniens, Hispanoamerikas, Portugals und Brasiliens, oftmals in Zusammenarbeit mit dem Literarischen Zentrum Gießen, aus der Universität in die Stadt bringt. Diese Theateraufführung konnte nur nach Gießen geholt werden, weil die Reisekosten der Tournee von *Ther-*

kas Teatre durch das spanische Außenministerium (*Ministerio de Asuntos Exteriores y de Cooperación*) finanziert und die Kosten am Spielort vom Veranstalter übernommen wurden.

Für die finanzielle Unterstützung ist der JLU zu danken, die den Margarete-Bieber-Saal kostenlos zur Verfügung stellte, der Gießener Hochschulgesellschaft e.V. und dem Direktorium des Instituts für Romanistik. Ein besonderer Dank gilt Pilar Diz Núñez, die die Hauptarbeit bei der Organisation vor Ort erledigte.

Kontakt:

Herbert.A.Fritz@romanistik.uni-giessen.de

V. Dissertationsauszeichnungen 2017

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen



Dissertationsauszeichnungen 2017

Die Gießener Hochschulgesellschaft ermöglichte auch in diesem Jahr wieder die Auszeichnung von neun hervorragenden, an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichten Dissertationen. Das Preisgeld betrug je 500,- Euro. Ausgezeichnet wurden:

Dr. Hellen Hetterich

Sektion Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaften
Prof. Dr. Martin Lipp (Betreuer)

*Mensch und „Person“ – Probleme einer allgemeinen Rechtsfähigkeit
Eine rechtshistorisch-kritische Untersuchung zu § 1 BGB*

Rechtsperson, Rechtsfähigkeit und Rechtssubjekt sind Elementarbegriffe unseres modernen Rechtsdenkens. Zugleich sind sie Gegenstand aktueller Diskussionsfelder, insbesondere in den Grenzreichen menschlichen Lebens. Fragen um den Nasciturus, den Todesbegriff und Todeszeitpunkt zeigen immer wieder ein Spannungsverhältnis auf, das sich zwischen rechtsethischen Prinzipien und rechtstechnischen Bedürfnissen bewegt. Vor diesem Hintergrund untersucht die Dissertation unser heutiges Verständnis von Person und allgemeiner Rechtsfähigkeit in seiner dogmengeschichtlichen Herkunft und Entwicklung und würdigt seine Umsetzung im System des BGB. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen die Schriften von Savigny und Puchta sowie die Kodifikationsmaterialien zu § 1 BGB. Die aus der rechtshistorischen Darstellung gewonnenen Erkenntnisse werden im Anschluss genutzt, um ein eigenes dogmatisches Modell zum Themenkreis „Rechtsperson und Rechtsfähigkeit“ vorzuschlagen.

Dr. des. Marcela Knapp

Sektion Sozial- und Sportwissenschaften sowie Psychologie
Prof. Dr. Jörn Ahrens (Betreuer)

*Aesthetic Fiction and the Creation of Social Identities
Cultural Controversies in the West German Public Sphere from 1949–1990*

Die Dissertation beschäftigt sich mit der gesellschaftlichen Macht des Fiktionalen, wie es uns in Romanen, Theaterstücken und Spielfilmen begegnet. Die Arbeit geht von der These aus, dass Fiktionalität in der Kultur nicht allein der Unterhaltung dient, sondern dazu beiträgt, gesellschaftliche Wirklichkeit zu gestalten.

Untersucht wurden ausgewählte Kulturdebatten im westdeutschen Feuilleton. In den Debatten werden fiktionale Kunstwerke interpretiert und so mit der uns umgebenden Wirklichkeit verknüpft. Durch diesen öffentlich geführten Austausch und die Kontroverse werden in den Debatten zentrale gesellschaftliche Ideen und Werte verhandelt. Anders aber als in Debatten, die auf Faktischem basieren, geht es in den Kulturdebatten um die Bedeutung von Formen, Mustern und Metaphern.

Es zeigt sich, dass aus den Kulturdebatten heraus ästhetische Wahrnehmungsmuster entstehen – Muster, wie Subjekte die Welt sehen, empfinden und verstehen. Sie stellen die Verbindung her zwischen dem Subjekt und der sozialen Welt. Diese Muster sind die Grundlage für die Entstehung sozialer Identitäten und gestalten deren Werte, Normen und Kommunikationsstrategien. Indem also Ästhetik die Wahrnehmung ganzer Gruppen prägt und gestaltet, strukturiert und organisiert sie soziale Wirklichkeit.

Dr. Dinah Leschzyk

Sektion Sprach-, Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften sowie Philosophie
Prof. Dr. Joachim Born (Betreuer)

*Politische Online-Kommunikation im kolumbianischen Präsidentschaftswahlkampf 2010.
Eine kritische Diskursanalyse*

Welche Rolle spielen soziale Medien in lateinamerikanischen Wahlkämpfen? Wie nutzen Kandidierende Twitter & Co. in ihren Kampagnen? Wodurch zeichnet sich der politische Online-Diskurs aus? Im kolumbianischen Präsidentschaftswahlkampf 2010 traten neun Kandidat*innen gegeneinander an. Sie alle nutzten die sozialen Medien für ihre Kampagnen – ein Novum in der Geschichte des Landes. Mittels einer kritischen Diskursanalyse untersucht die Dissertation Blogtexte, Facebook-Posts und Tweets als Elemente offizieller Wahlkampfkommunikation. Neben der Textgestaltung (Lexik, Grammatik, Textstruktur) werden Positionierungen zu brisanten Themen wie Korruption, Wahlbetrug und Diskriminierung beleuchtet. Die Analyse zeigt damit beispielhaft, wie Wahlkampfkommunikation aufgebrochen werden kann mit dem Ziel, hinter Worthülsen und Behauptungen zu blicken. Der kolumbianische Wahlkampf 2010 hat gezeigt, dass Online-Kommunikation ein Mittel gegen Politikverdrossenheit sein kann, auch wenn sich feststellen ließ, dass die Kandidierenden das enorme Potential der sozialen Medien in mehreren Punkten nicht richtig genutzt haben.

Dr. Jan Philipp Wagner

Sektion Naturwissenschaften
Prof. Dr. Peter R. Schreiner (Betreuer)

Quantum Mechanical Effects in Chemistry: The Impact of London Dispersion and Tunneling

Die London'sche Dispersionswechselwirkung und der Tunneleffekt sind beides Phänomene quantenmechanischen Ursprungs, deren Bedeutung und Auswirkungen in der organischen Chemie noch nicht vollständig verstanden worden sind. Wie in der Dissertation gezeigt werden konnte, ermöglicht die attraktive, langreichweitige Dispersionswechselwirkung zwischen leiterförmigen Molekülen in Zellmembranen von Anammox-Bakterien, dass diese natürlichen Barrieren eine besonders dichte Struktur ausbilden. Auch innerhalb von Molekülen selbst kann die Dispersion zwischen sperrigen Kohlenwasserstoffsubstituenten derart stabilisierend wirken, dass andernfalls hochreaktive Moleküle isoliert werden können.

Der Tunneleffekt beschreibt die Fähigkeit eines Partikels, eine Potentialbarriere auch in Abwesenheit der dazu nötigen Energie zu überwinden. So ermöglichte der Effekt trotz tiefkalter Temperaturen die Umwandlung eines weniger stabilen in ein stabileres Konformer der Kohlen-

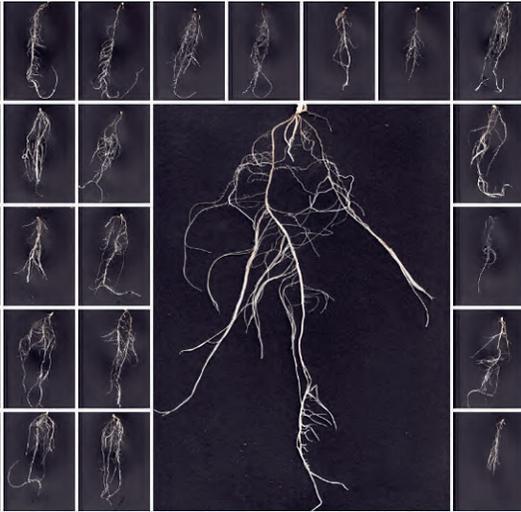
säure, die als flüchtige Verbindung in zahlreichen Getränken bekannt ist. Zwei aufeinanderfolgende solcher Tunnel-Umwandlungen wurden erstmals in der Oxalsäure nachgewiesen und als Domino-Tunnels beschrieben.

Dr. Kai Peter Voss-Fels

Sektion Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement
Prof. Dr. Rod Snowdon (Betreuer)

*Analysis and use of genomic diversity in hexaploid wheat (*Triticum aestivum* L.)*

Um die weltweit vorhergesagte Nachfrage nach bis zu 70 % mehr Lebensmitteln decken zu können, müssen die Ertragszuwächse an Weizen in den nächsten drei Jahrzehnten verdoppelt werden. Die Hauptansatzpunkte zur Erreichung dieses hochgesteckten Ziels sind die Erhöhung der genetischen Variation in Züchtungsprogrammen und die Verbesserung der Anpassungsfähigkeit moderner Sorten an extreme Wetterbedingungen. In dieser Doktorarbeit wurde daher ein 460



Sorten umfassendes Diversitätsset genetisch charakterisiert und Zielregionen im Genom identifiziert, welche stark von Diversitätsverlust betroffen sind. Zum anderen wurden mit Hilfe hochauflösender, genomweiter genetischer Marker zwei sehr seltene, chinesische QTL-Allele identifiziert, welche mit starkem Wurzelwachstum assoziiert sind. Gezieltes Einkreuzen dieser Allele in Elite-Material, welches allgemein ein vergleichsweise stark verringertes Wurzelwachstum aufweist, verspricht großes Potential für die Verbesserung von Wasser- und Nährstoffnutzungseffizienz in der zukünftigen Weizenproduktion. Die gefundenen Ergebnisse werden bereits von Industriepartnern in Elitezuchtprogrammen zur Erzeugung neuer, verbesserter Weizensorten genutzt.

Erforschung unterirdischer Diversität zur Verbesserung der Ressourcennutzungseffizienz in Weizen.

Dr. Janne Elisabeth Bredehöft

Sektion Veterinärmedizin, Tierbiologie, Medizin, Zahnmedizin und Humanbiologie
Prof. Dr. Christoph Rummel (Betreuer)

Untersuchungen zur Wirkung anti-inflammatorischer Strategien auf zentralnervös induzierte Krankheitssymptome im Gehirn bei systemischen Entzündungsreaktionen

Systemische Entzündungen sowie speziell Entzündungen des Gehirns sind wichtige Risikofaktoren für eine Reihe von Erkrankungen wie beispielsweise Alzheimer. Sowohl ω -3-Fettsäuren als

auch endogen aus diesen gebildete Lipidmediatoren sowie andere anti-inflammatorische Strategien wie Agonisten schwach leitender Calcium aktivierter Kaliumkanäle stehen im Fokus wissenschaftlichen Interesses. Ihre Rolle bei der Beendigung von Inflammation und ihr Einfluss auf die Entwicklung zentralnervös gesteuerter Krankheitssymptome sind bisher nur lückenhaft bekannt und wurden im Rahmen dieser Dissertation weitergehend untersucht. Zudem wurde erstmals die räumliche Verteilung ausgewählter Lipidmediatoren im Gehirn während einer systemischen Entzündung beschrieben. Zur Untersuchung wurde unter anderem die bildgebende Matrixassistierte Laserdesorption/Ionisation Massenspektrometrie (MALDI-MSI) eingesetzt. Das Screening von Lipidverteilungsmustern offenbarte unterschiedliche durch Entzündung beeinflusste Verteilungsmuster (Akkumulation, Abwesenheit, homogene Verteilung) in einer für zentralnervös gesteuerte Krankheitssymptome essentiellen Gehirnstruktur. Dies unterstreicht die Relevanz gemachter Befunde im Zusammenhang mit systemischen Entzündungen und dem Lipidstoffwechsel und bereitet den Weg für zukünftige Untersuchungen.

Dr. Sven Heim

Sektionsunabhängige Auszeichnung
Prof. Dr. Georg Götz (Betreuer)

Six Empirical Essays on Competition and Regulation in Energy Markets

Dr. Michael Novian

Sektionsunabhängige Auszeichnung
Prof. Dr. Linus Hauser (Betreuer)

*Mythos-Neomythos-Retromythos
Verhältnisbestimmungen im Kontext des Klimawandeldiskurses*

Die kontroversen Diskussionen um einen anthropogenen Klimawandel und seine Herausforderungen finden längst nicht mehr in kleinen, abgeschotteten Zirkeln wissenschaftlicher Expertenrunden und ökophiler Interessengruppen statt. Der ökologische Diskurs entfaltet sich in der Mitte der Weltgesellschaft: mal im Gewand empirischer Wissenschaft, mal im Gewand mythischer Narrative. Während die einen nachhaltige Klimaschutzprogramme als alternativlosen Zukunftsweg propagieren, wittern andere eine weitreichende Klimaverschwörung. Standpunktnahmen beider Lager geben und glauben sich empirisch legitimiert und werden zugleich häufig in einer mythischen Form präsentiert.

Die Dissertation widmet sich in einer tiefgehenden Auseinandersetzung den vielfältigen mythischen Formen im ökologischen Diskurs. Altbekannte mythische Erzählelemente, wie etwa das Szenario einer drohenden Apokalypse, sind in den politischen und (populär-)wissenschaftlichen Diskussionen beständig präsent und werden mitunter bewusst aufgegriffen, um die Gesellschaft ökologisch zu mobilisieren. Daneben wird der Klimawandel aber auch vielfach zum Thema und Motor neuer Mythen: „Neo- und Retromythen“. In deren Analyse treten neue Perspektiven auf drängende Herausforderungen unserer Zeit und auf die modernen Weltbilder in der vielerorts ausgerufenen Ära der Ökologie zu Tage.

VI. Personalia

100 Jahre Gießener Hochschulgesellschaft

In früheren Zeiten waren die Universitäten die einzigen Pflegestätten geistiger Bildung. Heute sind sie das nicht mehr. Die Pfarrer und Juristen, die Ärzte und Lehrer, die sie ausbilden und in den Dienst der Allgemeinheit stellen, sind heute nicht mehr die einzigen Träger der Bildung und sind nicht mehr die einzigen, die für die Ausübung ihres Berufes einer auf den Ergebnissen und den Methoden der wissenschaftlichen Forschung aufgebauten Grundlage bedürfen. Von Technikern und Kaufleuten gilt heutzutage das gleiche, und die Grundlagen ihrer geistigen Bildung werden den einen von den technischen Hochschulen, den anderen von den Handelshochschulen vermittelt. Beide stehen in enger Fühlung mit der Wissenschaft. Aber umgekehrt müssen auch die Männer der gelehrten Berufe das Wesen und die Aufgaben jener anderen Betätigungsgebiete erkennen und verstehen lernen. Diese engere Fühlung der Wissenschaft mit Technik und Industrie, mit Handel und Gewerbe ist an unseren Universitäten, ganz besonders an den kleineren, nicht in dem Maße vorhanden, wie es wünschenswert wäre. Wie notwendig diese Fühlung ist, hat man wohl schon früher empfunden und erörtert. Aber erst der Krieg hat diese Notwendigkeit in das hellste und vollste Licht treten lassen. Er hat alle Stände und Berufe zu gemeinsamer Arbeit an der Front und in der Heimat auf das engste zusammengeschlossen, und er hat zugleich gezeigt, welche glänzenden Erfolge aus solchem Zusammenschluß herauswachsen können. Es ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft und gewiß eine der schönsten Hoffnungen, die man von der künftigen Friedenszeit hegen kann, daß diese gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Technik, Wissenschaft und Industrie, Wissenschaft und Handel erhalten bleiben und sich immer vollkommener entwickeln möge. Beide Seiten können dabei nur gewinnen, die Wissenschaft durch die Probleme, die ihr von der Praxis entgegengetragen werden, und die damit verknüpfte Erweiterung ihres Horizontes, und die Praxis durch die Ergebnisse der Wissenschaft, die immer neue Wege der praktischen

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen 2017

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Geschichts- und Kulturwissenschaft

Professur auf Zeit für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des 19. und 20. Jahrhunderts:
Dr. *Bettina Severin-Barboutie*, vorher Stipendiatin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung an der Universität Paris I (Panthéon-Sorbonne) sowie Gastwissenschaftlerin am Deutschen Historischen Institut in Paris.

Sprache, Literatur und Kultur

W2-Professur für Neuere Deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Holocaust- und Lagerliteratur und ihre Didaktik: Honorarprofessor (Ernst-Ludwig-Chambré-Stiftungsprofessor):
Dr. phil. *Sascha Feuchert*, vorher Projektleiter der Arbeitsstelle Holocaustliteratur am Institut für Germanistik der JLU.

Psychologie und Sportwissenschaft

W2-Professur für Biologische Psychologie:
Dr. rer. nat. *Bianca Wittmann*, vorher Juniorprofessorin am Fachbereich Psychologie und Sportwissenschaft.
W3-Professur für Lern-, Entwicklungs- und Verhaltensprobleme im Kindes- und Jugendalter: Diagnostik und Intervention:
Prof. Dr. phil. *Christina Schwenck*, vorher Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Agrarwissenschaft, Ökotoxologie und Umweltmanagement

W2-Professur für Tierhaltung und Haltungsbiologie:
Prof. *Uta König von Borstel*, vorher Ph.D., Vertretungsprofessorin an der Universität Kassel.
Professur für Naturstoffforschung mit dem Schwerpunkt Insektenbiotechnologie:
Dr. rer. nat. *Till Schäberle*, vorher Forschungsgruppenleiter am Institut für Pharmazeutische Biologie an der Universität Bonn.

Veterinärmedizin

W2-Professur für Versuchstierkunde und Tierschutz mit dem Schwerpunkt Refinement nach dem 3R-Prinzip:

PD Dr. med. vet. *Stephanie Krämer*, vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Institut für Ernährungsforschung, Potsdam-Rehbrücke.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W3-Professur für Experimentalphysik mit dem Schwerpunkt Optische Spektroskopie:
PD *Sangam Chatterjee*, Ph.D., vorher Akademischer Oberrat an der Universität Marburg.
Professur für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt Festkörperspektroskopie:
Jun.-Prof. Dr. rer. nat. *Simone Sanna*, vorher Juniorprofessorin an der Universität Paderborn.

Medizin

W2-Professur auf Zeit für Zelluläre Pharmakologie und Toxikologie:
PD Dr. rer. nat. et med. *Jörg Fahrer*, Universitätsmedizin Mainz.
W2-Professur auf Zeit für Computerbasiertes Modelling im 3R-Tierschutz:
PD *Peter Jedlička*, Ph.D., Goethe-Universität Frankfurt am Main.
Professur für Kinder- und Jugendmedizin mit dem Schwerpunkt Pädiatrische Kardiologie:
Prof. Dr. *Christian Jux*, vorher Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendmedizin – Pädiatrische Kardiologie – im Uniklinikum Münster.

Außerplanmäßige Professuren

PD Dr. agr. *Andreas Gättinger*, Abteilungsleiter am Forschungsinstitut für biologischen Landbau, Standorte Frick (Schweiz) und Frankfurt am Main, für das Fachgebiet Bodenökologie.
PD Dr. rer. nat. *Birgit Gemeinholzer*, Akademische Rätin am Institut für Botanik, Fachbereich Biologie und Chemie der JLU, für das Fachgebiet Systematische Botanik und Biodiversitätsforschung der Pflanzen.
PD Dr. med. *Dursun Gündüz*, Leiter der Sektion Kardiologie und Angiologie, Jung-Stilling-Krankenhaus, Siegen, und Oberarzt an der Medizinischen Klinik I, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

PD Dr. med. dent. *Peter Rehmann*, Akademischer Oberrat und leitender Oberarzt der Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik am Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde.

Dr. paed. *Samuel-Erik Salzborn-Kurth*, Professor an der Universität Göttingen, für das Fachgebiet Politikwissenschaft.

PD Dr. rer. nat. *Undraga Schagdarsurengin*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Klinik für Urologie, Kinderurologie und Andrologie, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Genetik.

Honorarprofessuren

Dr. iur. *Wolfgang Friedrich Gotthard Dreher*, Richter a. D. am Bundessozialgericht in Stuttgart.

Dr. rer. soc. *Svenja Falk*, Managing Director Growth & Strategy, Health & Public Services, Accenture Holding, Kronberg/Taunus.

Dr. rer. oec. *Heinz J. Hockmann*, Chairman, Silk Invest Ltd., London, UK, und Senior Advisor, Lovell Minnick Partners LLC, Radnor, PA, USA.

Emeritierungen und Pensionierungen

Dr. *Kurt Ackermann*, Hochschulrechenzentrum.

Prof. Dr. sc. agr. *Horst Rudolf Fritz Brandt*, Institut für Tierzucht und Haustiergenetik.

Prof. Dr. rer. soc. *Ludwig Michael Duncker*, Institut für Pädagogik des Primar- und Sekundarbereichs.

Prof. Dr. rer. nat. *Ulrich Paul Glowalla*, Pädagogische Psychologie.

Prof. Dr. sc. agr. *Steffen Günter Hoy*, Institut für Tierzucht und Haustiergenetik.

Prof. Dr. rer. nat. *Karl Wolfgang Kühn*, II. Physikalisches Institut.

Prof. h. c. (FIB) Dr. phil. *Manfred Friedrich Prinz*, Institut für Romanistik.

Prof. Dr. phil. *Dietmar Georg Max Rösler*, Institut für Germanistik.

Prof. Dr. rer. nat. *Wolfgang Skrandies*, Physiologisches Institut.

Dr. *Martin Hugo Wachtel*, Institut für Germanistik.

Sitz und Zweck.

§ 1.

Die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität Gießen (Gießener Hochschulgesellschaft) ist ein eingetragener Verein und hat ihren Sitz in Gießen.

§ 2.

Zweck der Gesellschaft ist:

1. Pflege der Beziehungen zwischen der Wissenschaft und dem praktischen Leben,
2. Verbreitung wissenschaftlicher Bildung,
3. Förderung der Universität Gießen.

§ 3.

Die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke werden gewonnen:

1. durch die Beiträge der Mitglieder,
2. durch Schenkungen und Vermächtnisse.

Wer der Gesellschaft größere Spenden zuweist, kann verfügen, daß sie ganz oder teilweise für bestimmte Einzelzwecke verwandt werden.

Mitgliedschaft.

§ 4.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Beitrittserklärung und deren Annahme durch den Vorstand. Sie erlischt durch den Tod, durch Austrittserklärung, die mit dem Ende des Geschäftsjahres wirksam wird, und durch Verweigerung der Beitragszahlung.